

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**



## Schlangen-Matthl.



Eine Erzählung aus  
den Alpen.  
Von  
Hans Kerschbaum.

In Tressnertal  
hinten, auf  
sonniger Mat-  
te, stand ein  
schöner Hof —  
Sonnleitenhof  
wurde er ge-  
nannt — und

seine Besitzer waren die Sonnleitner, mögen sie an-sonst wie immer geheissen haben. Wie Küchlein um die Henne standen die Wirtschaftsgebäude um das stätliche Wohnhaus herum. Das Wohnhaus war gebaut aus dem widerfesten Holz der Lärche, hatte geräumige Stuben mit kleinen Fenstern, die geschmückt waren mit blühenden Nelken und leuchtenden Fuchsen, und am Obergeschoß herum lief ein Gang mit zierlich geschnitzter Wandung. Auf dem Sonnleitenhof, erzählten die Leute, wurden die Futter-scheunen und die Kornspeicher niemals leer, und in den Ställen stand schönes Vieh der rotbraun ge-färbten Molltaler Rasse. All das und viel anderes noch gehörte dem Matthl, dem letzten der Sonn-leiten-bauern, der den Namen trug Matthias Hinter-egger.

Als Matthl den Sonnleitenhof geerbt, war er ein Burich mit dreißig Jahren. In den Busen der heiratslustigen Mädchen des Tressnertales pochte es lauter bei dem Gedanken, daß der ledige Sonn-leitner jetzt eine Sonnleitnerin werde haben müssen.

Der Matthl war aber auch einer, der es wert war, daß ihm die saubersten Diandeln nachguckten, solange sie ihn nur ersehen konnten. Nicht vielleicht seines schönen, schuldenfreien Besitzes wegen; auch sonst. Hochgewachsen war er und breitshulterig, und dabei geschmeidig wie ein Tännling. Die kurze Lederne wollte schier platzen über den Schenkeln, und das — firaudi! — das hat halt den Diandeln gefallen!

Doch Matthl, der seltsame Mensch, ist an allen vorübergegangen und hat nichts dergleichen getan.

Der junge Sonnleitner laßt sich Zeit in der Wahl, haben die Leute gemeint. „Der schaut sich die Seinnige gut aus.“

Eines Tages aber hat der Wind von andrer Seite her geweht: „Ei ja, wenn die Sache so steht,“ haben die Leute ausgerufen, „dann ist es freilich kein Wunder, daß der Matthl an den saubersten und besten Diandeln vorbeistappt wie der blinde Gaul am vollen Haberjack . . . Wenn der Sonnleitner die Seinnige schon daheim hat, braucht er sich nicht erst außer Haus eine suchen!“

Kultur-Blätter der Bote für 1910.

Wenn die lästerlichen Reden und Verwünschungen der Leute sich jetzt nur einigermaßen erfüllt hätten, den Sonnleitner hätte mitsamt seinem Hof und allem, was drum und dran, jeden Tag einmal der Teufel müssen holen.

Lange ist es nicht hergegangen, wurde der Sonn-leitenbauer eingeladen, bei nächster Gelegenheit in den Pfarrhof zu kommen.

Dachte sich der Matthl: Na, was will mir denn der Pfarrer? Für des Vaters Leich' habe ich ja alles bezahlt! . . . Du einfältiger Matthl!

Die nächste Gelegenheit fand sich am Sonntag darauf gleich nach der Kirche . . .

„Schöne Geschichten werden herumgetragen vom Sonnleitner!“ So hebt der Pfarrer an.

Der Matthl denkt sich: Oho! das ist aber ein ver-wunderlicher Empfang! Auf eine Rede hat er dabei vergessen.

Der Pfarrer war ein jüngerer Mann als der Sonnleitner, und der Ton, den er da so unvermit-telt angeschlagen, ist ihm wahrhaftig nicht recht gut angestanden. Ehe Matthl sich noch von der Über-raschung erlangen hatte, erhob sich der Pfarrer von seinem weichen Polsteritz, schaute sehr frostig einen Augenblick lang am Bauer vorbei, dann rückte er sich auf dem Tische ein mächtig großes Buch zurecht und begann sehr amtsfeierlich, schneidend zu sprechen: „Die Großbauern vom Sonnleitenhof waren, soweit ich das aus den Kirchenbüchern feststellen kann, gut christliche, sehr achtenswerte Besitzer. Vorbilder für die ganze Gemeinde. Die Sonnleitenbauern haben es nie gebuldet, daß eines ihrer Angehörigen oder ihrer Dienstleute sich hätte vergangen gegen gute Sitte und Moral. Und da steht gleich ein Beispiel, aufgezeichnet von einem meiner Herren Amtsvorgänger, daß der Sonnleitenbauer mit Namen Simon Hinter-egger — meiner Berechnung nach ein Großvater von dem jetzigen Sonnleitner Matthias Hinteregger — eine Magd und einen Knecht in der nötigsten Arbeitszeit, mitten im Roggenschnelden, und unge-achtet der Not an Arbeitsleuten, vom Felde weg verjagt hat, weil die zwei insgeheim ein Luderleben haben angefangen, dabei die Dirn an Seel und Leib zu Schaden kam . . .“

Während des wunderlichen Vortrages wurde in Matthl etwas lebendig; es war ihm nun nimmer unklar, wohin der Pfarrer zielte. Den Sonnleitner würgte schon ein Wort.

Allein der Pfarrer, der die letzten Sätze aus der vor ihm aufgeschlagenen Pfarrchronik Wort für Wort, immer schärfer betonend, herausgesprochen, klappte das Buch nun sehr heftig zu, schlug, gleich-sam die Beweiskräftigkeit dieser Urkunde erhärtend, mit der flachen Hand auf den Buchdeckel und schraubte den Ton seiner Stimme noch höher, als er den Kernsatz seiner Moralepistel hinschleuderte: „So haben es die Sonnleitenbauern früher gehalten! Sie möchten sich im Grab noch schämen, wenn sie wüßten, wie es mit Sitte und Moral der jetzige Sonnleitner hält . . . Schämen — sage ich — möchten sie sich!“ . . .



Das war dem Mathl genug gesagt. Fast um einen Kopf größer wurde er jetzt, so gerade rechte er sich auf.

„Herr Pfarrer!“ sagte er, nicht minder scharf im Ton als der Geistliche. „Haben Sie mir was zu sagen, — heraus damit . . . Was is?“

Dieses respektlose Reden des Bauers hat den Pfarrer gewaltig entflammt.

„Ach schau, — was es ist!“ höhnte er; legte seine Hände am Rücken ineinander und schritt einige Male eilig vor dem Bauer hin und her. „Traut sich da einer gar noch zu fragen: was is? . . . So weit im Tal hinaus der Sonnleitenhof bekannt ist, reden die Leut' davon. Und gerade der, den dieses Reden am meisten angeht, der will am Ende gar nichts wissen?! . . . Ein Schandmal ist es für meinen Pfarrsprengel — ein Schandmal, — was vom Sonnleitner und seiner Dienstmagd Josepha erzählt wird! . . . wenn noch eine Verhehlung möglich wäre . . . Aber das ist ja das Sauberste daran: ein ihrem Mann entlaufenes Eheweib ist sie . . . Alle Heiligen! Kann denn ein Mensch noch vernagelter sein . . . sich so weit zu vergessen mit einer Ehebrecherin!“ . . .

„Pfarrer!“ . . . fuhr Mathl mit rauher Stimme dazwischen . . . „Meine Sachen sind meine Sachen. . . Das geht kein' Papst und kein' Pfarrer was an!“ . . .



„So haben es die Sonnleitenbauern früher gehalten!“

Wie ein Donnerschlag war dieses Reden des Sonnleitenbauers.

Als er darauf ohne Gruß des Pfarrers Stube verließ, die Thür hinter sich krachend zuwarf und mit seinen schwerbenagelten Schuhen polternd die Stufen herabstieg, weiterleuchtete es noch in seinen Augen und seine Gesichtsmuskeln zuckten in wildem Aufbruch.

„Sacrament noch einmal!“ zischte er, als er unten am Kirchenwirthshaus vorbeischnitt. „Den möcht' i

kennen, der mir in meine Sachen dreinzureden häit' — Firteufel! — Den möcht' i just einmal kennen!“ Er zog eine Faust, daß die Finger krachten.

Indessen der Pfarrer sich wie aus einer Betäubung erholte, schritt Mathl, trotzig und schnaubend wie ein Stier, den sie mit Fesseln bändigten wollen, den Dorfweg hinaus gegen den Sonnleitenhof.

Die Dienstmagd Sephe, die der Pfarrer Josepha genannt, stand am Brunnen und wartete, damit ihr der sprudelnde Quell den Eimer fülle. Die Sephe war noch ein junges Weib; sie besaß schöne Körperformen und einen gar anmutigen Kopf, den jede Großbauerntochter mit Stolz hätte tragen mögen; und wer einmal in die Schwarzkirchenaugen, so in diesem Kopfe staken, hineingeguckt, der fand Bewunderliches nichts daran, daß der Sonnleitner sich, wie der Pfarrer meinte, so weit vergessen konnte. Zu verwundern wäre es schier gewesen, hätte er es nicht getan.

Vor einigen Jahren hatte sich die Sephe verheiratet, aber sie hatte es nicht gut getroffen; sie war eine junge Bäuerin gewesen und jetzt mußte sie dienen. Sephes Mann war ein lockerer Vogel; er hat gerne gespielt und getrunken und ist andern jungen Weibern nachgegangen. So hat er's zwei Jahre lang getrieben, dann haben sie ihm seine Sachen gepöndelt und er ist fort. Wohin er gegangen — kein Mensch wußte es. Bald wollte man ihn dort, bald da gesehen haben; seit etlichen Jahren aber kam er nimmer zurück. Sephe, die auf diese Art um ihr Hab gekommen war, kam als Großbirn in den Sonnleitenhof, und da begann ihres Lebens Roman zweiter Teil. In der Liebe Sonnenschein genas ihr wundres Herz, verlorenes Glück sollte sie wiederfinden . . . Da streckte das Schicksal seine rauhe Hand nach ihr aus . . .

Als könnte der Wolf zum Lamme sich verwandeln: wie ein Wübling ist der Mathl auf den Hof gekommen. Kaum, daß er die Sephe ersehen und sie ihn angelacht mit ihren Schwarzkirchenaugen, war er fast wieder der Mensch wie ehemals: nicht mehr wütend und voll Groll, er war wieder weichmütig und herzensgütig, kaum mehr zu erkennen als derjenige, der vor knapp einer Viertelstunde grimmigen Bornes den Pfarrhof verlassen.

„Grüß Gott, Sephe!“ sagte er und erfaßte Sephes Hände.

Seine Stimme wippte wie der milde Ton eines Glöckchens. Und das war so seltsam, daß die Sephe verwundert zu ihm aufschaute. Es mochte doch nicht alles wieder, was im Pfarrhof unten sich in Mathls Wesen gelockert, am rechten Platze stehen.

Am Eimer plätscherte das Wasser über und über, Mathl aber hielt noch immer Sephes Hände in den seinen und schaute der Geliebten treuherzig in die fragenden Augen.

Wie tiefinnerliches Schluchzen klang es, als er ihr sagte: „Du bist noch mein, Sephele, — mein bleibst!“

So war sein Reden. Dann ließ er Sephes Hände los und ging ins Haus.



Sonntag darauf saß der Sonnleitner anstatt in seinem Kirchensitz im Wirtshaus.

Erst auf dem Gang zur Kirche hat ihn der Widerwille gegen den Pfarrer erfaßt; er konnte seinen Gemütszustand in keine andächtige Stimmung versetzen, wenn er den Pfarrer vor seinen Augen hätte. Also ging der Sonnleitner an diesem Sonntag nicht in die Kirche sondern schwenkte ins Wirtshaus ab.

Als sich nach der Kirche die Wirtsstube mit Leuten füllte, wurde der Sonnleitner stufig. Wenn er es auch wußte, daß er als Großbauer in der ärmlichen Berggemeinde keinen Anhang hatte, weil er zurückgezogen lebte, die kleinen Bauern ihm das aber als Stolz und Hochmut aufrechneten, den Gruß haben sie ihm doch niemals vorenthalten; auch jene nicht, die ihn insgeheim aus irgendwelchen Gründen haßten oder ihm neidig waren um das, was er mehr besaß als sie selbst, — wenn er das auch wußte, jetzt fiel ihm aber sofort etwas auf: die Leute schauten ihn scharf an und kaum, daß einer der Bauern recht mit dem Kopf nickte auf Mathls Gruß. In seine Nähe wollte sich schon keiner setzen und das Schwätzen untereinander, wie es sonst üblich war, wollte heute nicht recht in Gang kommen.

Am Seitentisch, hinten in der dunkeln Ecke, saß ein fuchshaariger Knecht, den sie den Walte nannten. Dieser Knecht hat, es war noch gar nicht so lange her, den Sonnleitnerhof sehr plötzlich verlassen müssen. Was die Ursache davon war, das blieb hübsch im Dunkeln; die feinen Spürnasen wußten aber wohl zu berichten, daß die Seph es in der Hand gehabt hätte, den rotthaarigen Burtschen auf etliche Jahre hineinzutunten. Für den frechen Angriff gab sie ihm einen ordentlichen Denzettel: mit ihrer starken Faust hat sie dem Walte das Nasenbein ein bißchen verbogen.

Dieser Knecht trug seitdem einen grimmen Groll in sich gegen alles, was mit dem Sonnleitnerhof zusammenhing, am meisten aber gegen Seph und den Sonnleitner. So lange er jetzt in der dunkeln Ecke saß, wendete er völlig kein Aug' mehr ab von Mathl, der ihm den Rücken zugekehrt hatte. Als wieder eine stille Pause eintrat, sprach der Knecht über die Tische hin, so laut, daß es jeder verstehen konnte: „Haß — fakta! heunt hat er aber fein gepredigt, unser Pfarrer, schon nobel fein!“

Selbames Kichern, Schmunzeln und Murren folgte dieser scheinbar harmlosen Rede. Den Walte schien diese befriedigende Wirkung seiner ironischen Lobrede auf des Pfarrers Predigt noch mutiger zu machen. Red' packte er den günstigen Augenblick am Schöpffel und ließ sich weiter vernehmen: „Bei schad', daß der Herr Sonnleitner derweil im Wirtshaus is g'sessen, richtig wahr schad', der hätt' seine Loser spizen mögen heunt, der wohl, der!“

Darauf lachten die Leute ganz laut über des Knechtes Redheit und blinzelten nach dem Sonnleitner, dem über dieses sonderbare Reden das heiße Rot ins Gesicht flog.

Mathl machte eine halbe Wendung gegen den vorlauten Sprecher, der sich nun schier ein wenig scheu, als schienen ihm seine Worte selbst zu fest, in die Ecke drückte.

„Was willst sagen damit, Bua?“ fragte er mit tönender Stimme zum Knecht hinüber. Dabei zuckten seine Nasenflügel und die Augen blitzten bedrohlich.

Vor dieser wichtigen Stimme schrak der Walte noch ein bißchen mehr zusammen; er wollte vielleicht den Rückzug antreten, als ihn ein paar Stupfer



Mathl hat den Kästere mit eisernem Griff gepackt und über den Tisch herübergerissen.

von den Nächstsitenden aufsprangen. Aber die Schneid war doch ein wenig abgestumpft, als er antwortete: „Nix, gar nix! Bloß g'mant hab' i, die heutige Predigt hättst dir soll'n anhören!“

Dabei zwinkerte der Knecht nach allen Seiten, um die Wirkung seiner Rede zu erforschen.

Nach Waltes Worten war es fast lautlos still, als hätte jeder darauf gewartet, daß jetzt etwas Besonderes geschehen müsse.

Mathl schaute den fuchshaarigen ein paar Augenblicke lang ruhig an, als besinne er sich erst, ob dieses Reden einer Antwort wert sei. Dann entschied er sich dafür.

In Kampfstimmung tat er die Frage: „Willst was mit mir? . . . Red dich aus, wenn leicht was willst . . . Das Stänkern laß dir aber vergehn, — das sag' i dir, Bua!“

Das war so gesprochen, daß sich's jeder gemerkt sein hätte lassen sollen. Der Walte tat es nicht. Weiß Gott, hat ihm das neuerliche Stupfen von



seinen Nachbarn Mut gemacht oder hat Mathl's scharfer Ton seinen alten Haß aufgeheizt? . . . Grinsend, voll Hohn und Spottlust hat der Knecht auf den Bauern zurückgewörtelt: „Werd' müessen niemand erst fragen, ob i reden darf! Was kann i dafür, wenn unser Pfarrer über die Sittenlosigkeit predigt und über die ledigen Kinder wettert. Gott sei Dank, daß mi das nit betrifft! . . . Kann i eppa was dafür, daß er so scheane Gleichnisse anführt von ein' gewissen Hofbauern und seiner Dirn und von ein' verlassenen Ehemann. Und wenn er dabei seine Hand ausstreckt, just wie er von aner gewissen Tugend mit dem Pferdefuß erzählt und hinaufweist mit 'n Finger af'n Sonnleitenhof . . . Mei, was kann denn i dafür, daß just af'n feirn Sonnleitenhof die Tugend ein' Pferdefuß hat!“ . . .

Der Knecht kam nimmer weiter. Sein boshafte's höhnisches Glosseumachen über den Sonnleitenhof und seine Angelegenheiten hat den Mathl in sinnlose Wut gebracht. Mit einem Fluch ist er hingefsprungen, hat den Lästler mit eisernem Griff gepackt und über den Tisch herübergerissen, daß die Gläser durcheinanderkollerten.

Im nächsten Augenblick aber stürzten Bauern und Burichen auf den Sonnleitner los.

„Geh heim, Prokenhofbauer!“ rief einer aus der Menge. „Hochmajeter Sonnleitner, geh heim zu deiner schlechten Dirn!“

„Die Her!“ schrie ein anderer. „Jetzt weiß man's wohl, wer uns die schiachen Wettern macht, die uns die Felder verhageln . . . Seit das Rabenbratel im Ort is, das verfluchte“ . . .

„Wahr is es, wahr is es!“ krächzte noch einer dazwischen. „Verbergt hat sie dich, das Luder!“

Auch der Fuchshaarige kam wieder zu Atem.

„Schandmensch!“ schrie er, heiser vor Ingrimm über den unsanften Rüttler. „Schandmensch! Halst es mit eines andern Eh'weib, mit der spottschlechten Dirn . . . Und traut sich noch unter die ordentlichen Leut' zu geh'n, so ein Schandmensch!“

Dieser Hagel von Unvernunft und Gemeinheit hat den Sonnleitner rasch zur Besinnung gebracht. Die Bauernsäuste, die ihn zu seiner Verwunderung so unerwartet von allen Seiten her angefaßt und ihn niederreißen wollten, schlug er mit einer einzigen Bewegung seines gewandten Körpers von sich.

„Au dich,“ sprach er zu dem Knecht hinüber, „an dich vergreif' ich mich nimmer. Bist mir zu schlecht, du z'nichte Kröl, du! . . . Aber einer sag' mir jetzt noch ein einzig's Lästlerwort über die Seph, bei Gott, den Schädel schlag' ich ihm ein!“

Mathl ergriff einen schweren Stuhl und schwang ihn zum Wurf. Die Bauern murrtten und wichen zurück; sie duckten sich unwillkürlich, aber keiner sprach ein lautes Wort, keiner wollte derjenige mit eingeschlagenem Schädel sein.

Krachend flog der Stuhl zu Boden.

Wie ein Sieger nach wütendem Kampf ging Mathl davon.

„Gelobt sei Gott und Dank!“ rief der Witt entsetzt. „Dem Menschen is neamer zu helfen. Die Teufelsdirn hat ihn damisch gemacht! . . . Und du, roter Zottel,“ wandte er sich gegen den Knecht, „du kannst mir hiaz meine Sachen zahlen, die mir der Narr z'sammengeteufelt hat. Was hast ihn zu stänkern gehabt!“

Der Sonnleitner schritt keuchend aus dem Dorf hinaus.

„Meinen Frieden will ich haben!“ knirschte er grimmig vor sich hin. „Meinen Frieden und mein Glück . . . Sie sind mir neidig drum, diese Teufeln!“

Nacht Tage auf diesen Sonntag prasselte das Lärchenholz, aus dem der Sonnleitenhof erbaut war, und die Flammen schlugen turmhoch zum nächstigen Himmel empor.

Weithin war das Flammenspiel, der mächtige Feuerschein sichtbar. Die Leute aber wollten nicht kommen, zu helfen, zu retten, wie es sonst üblich war, wenn ein Nachbar sich in Gefahr befand. Die wenigen, die herbeieilten, kamen weit her — zu spät. Das Feuer schlug über von einem Dach auf das andere. Und überall fand es reichlich Nahrung; hatte doch erst vor etlichen Tagen der Erntewagen die lepten Gaben des Sommers heimgebracht . . .

Am Morgen nach dieser Brandnacht lag der schöne Hof auf der grünen, sonnigen Matte in glühender Asche, ein verglimmender, rauchender, wüster Trümmerhaufen. An vier Stellen zu gleicher Zeit, wußten die Leute zu erzählen, hatten die Flammen emporgezüngelt. Das Vieh war in den Ställen erstickt und verbrannt. Kein Wirtschaftsgerate blieb ganz.

Der Sonnleitner stand wie ein Bettler da; was er am Leibe trug, das war sein Hab. Die kahlen, abgeernteten Felder, die Bäume seines Waldes, das war sein einzig Gut.

Was nützte es ihm, daß der fuchshaarige Knecht als Brandleger vor die Richter kam?

Der Balte tat entrüstet und verwundert, daß man ihn einsperren wollte. Er hat es offen eingestanden, daß er dem Sonnleitner sein Nest angezündet. Er konnte es nicht verstehen, daß die Gerichtsherren sich darob so sehr ereiferten.

Die Herren rissen die Augen weit auf, als der Balte so daherredete: danken sollten's ihm die Leute, meinte der Knecht, daß er es getan; daß er diese sündhafte Höllebrut gründlich ausgeräuchert. Der liebe Herrgott werde ihm das als Gutes anrechnen.

Wenn ein Übeltäter in solcher Weise daherredet, was wollen dazu seine Richter sagen? Die Richter überlegten wohl, ob der Angeklagte aus Schlechtigkeit oder aus Unverstand so gehandelt. Und sie nahmen das letztere an. Sie erklärten den Balte für einen geistig minderwertigen Menschen und einen religiösen Fanatiker, der sich die damalige Strafpredigt des Pfarrers eben nach seinem beschränkten



Sinn ausgelegt, und wahrscheinlich falsch ausgelegt habe.

Das waren sehr triftige Milderungsgründe. Dann sperren sie den Fuchshaarigen etliche Jahre ein.

Und der Matzl? . . . Wer baute ihm seinen Hof auf; wer füllte ihm seine Speicher, seine Scheunen und Ställe; wer gab ihm all sein liebes Hab und Gut wieder? . . .

Das ist die Vorgeschichte.

Droben im Turracherwald steht eine alte Zirbelkiefer; sie trägt keinen grünen Ast mehr und ihr Wipfel ist abgeprengt. Der Stamm der Zirbel ist zerfurcht und zerrissen von Wetter und Blitz, im lahlen, verknoepelten Geäfte horsten die Geier. Unter der Narbe eines Aststumpfes am Zirbelstamm hängt festgenagelt, eine Tafel aus Eisenblech, auf der, vom Wetter arg zugerichtet, dennoch aber deutlich zu erkennen, ein seltsames Bildnis, in grellen Farben gemalt, zu schauen ist.

Ein verworrener Haufen Schlangen in verschiedenen Farben und Gestalten nimmt beinahe die ganze Tafelfläche ein. Aus allen Schlupfwinkeln zwischen sie hervor, den Nachen aufgesperrt und voll spitzer Haken, das gepaltene Zünglein herausstreckend, die schlanken Leiber geringelt, gestreckt, geschlängelt, zum Angriff aufgebäumt, die Augen zornig und schreckhaft . . . Ein graufiges Ansehen.

Im Mittelpunkte des Bildnisses, worauf diese wütenden Tiere scheinbar losstürzen, zum Teil auch schon am Ziele sind, liegt eine Menschengestalt: ein Mann in der Kleidung der Walbarbeiter. Die Menschengestalt ist völlig verdeckt von Schlangen, die sich an Armen und Beinen herumgeringelt; sie winden sich über Gesicht und Hals und fesseln ihre spitzen Giftklauen in das Fleisch des Opfers.

Eine der Schlangen fällt vor allen auf; sie hat einen weißen Leib und der Kopf trägt ein rotes Krönlein. Schlaff liegt die weiße Schlange über dem Körper des Mannes, mit dem gekrönten Kopfe an der Herzseite, so daß es anzusehen ist, als sauge die Natter ihrem Opfer eben das Herzblut aus. Allein sie hat ihre Augen nicht wie die Schlangenschwestern schreckhaft aufgesperrt; sie hat die Lider geschlossen: die Königin ist tot.

Am untern Bildrande, der wie ein helles Band sich vom Gemälde abhebt, steht in ungefügigen, von ungebübter Hand gemalten Schriftzeichen über das bildlich dargestellte Ereignis folgende Marterlinschrift:

Hier auf Difer stel hat der Holzknecht Mathias Hinteregger / gemeiniglich Schlangen Matl geheissen / in 1871ger Jahr / Summers-Zeyt um Gottsleimas / Seyn löben Mäßen lafn. / Haben ihm die Giftigen Schlangen / so sy neuen Sybern / zum Tod gebissen. Wie die Graßligen jäger verzelnt / so Sy Ihm Aufgsunten in Schlangen hauffen Mitten dryn / Ist dö's Smöld Aufgemahnd worn von Dominicus Diefelmayer zu Eufung am Berg. ††† Der Her sey Ihm ein Gnediger richter. Amen 1873.

Diese seltsame Totivtafel am verwitterten Zirbelstamm droben im Turracherwald hat den Geschichtenerzähler neugierig gemacht; er hat in der Gegend dem Matthias Hinteregger vulgo Schlangen-Matzl nachgefragt und über den sonderbaren Menschen merkwürdige Dinge vernommen. Unter den Erzählern waren Leute, die den Matzl noch persönlich gekannt und die von allen Umständen wußten, wie sie in der Vorgeschichte mitgeteilt worden sind.

Manches andere aber, was die Leute in ihren Erzählungen nur flüchtig oder gar nicht berührten, davon vielleicht keinen Zusammenhang wußten, konnte über den Schlangen-Matzl, den letzten Sonnenleitenbauer, aus der von den Pfarrern geführten „Chronik“ geschöpft werden.

Aus diesen Aufschreibungen ging der Roman eines Menschen hervor, eines Menschen, der durch eine seltene Verkettung von Schicksalsbestimmungen, mehr noch durch Haß, Neid und Grausamkeit mißgünstiger Mitmenschen ins Verderben getrieben wurde.

Die ursprüngliche Einschreibung im Pfarrbuch über den Matthias Hinteregger rührte von der Hand jenes jungen Geistlichen her, der mit dem Sonnenleitenbauer wegen dessen Liebesverhältnisses mit der Dienstmagd Seph die Auseinandersetzung hatte, die in der Folge zum Urquell alles Übels für Matzl werden sollte.

Die Zusätze zu diesen Aufzeichnungen machten spätere Pfarrherren.

Die erste Einschreibung lautet:

Am Tage des Kirchweihfestes 1867.

Seit einer Woche ist der Sonnenleitenbauer Matthias Hinteregger im Dorf nimmer zu sehen. Nachdem ihm sein Hof auf den Grund niedergebrannt, hat er alles über den Haufen liegen lassen und ist davon. Wohin er sich gewendet, ist nicht bekannt. Einige wollen ihn gesehen haben, wie er eines Tages zeitlichen Morgens mit seiner Dirne Josepha gegen die Turracher Berge hinaufging.

Am Tage der Jungfrau Mariä Empfängnis im nämlichen Jahr.

Im fürchterlichen Schneestöbern, welches so arg ist, daß man draußen kaum einen Schritt weit vom Fenster einen Baum im Garten zu erkennen vermag, pocht heut um die Mittagszeit jemand an die Pfarrhofs Thür. Als geöffnet wird, stolpert ein langgeschlachtiger Mensch herein, über und über voll Schnee; wie er sich im Vorhaus den Schnee von den Stiefeln stampft und von den Kleidern schüttelt, ist es der vormalige Sonnenleitenbauer Matthias Hinteregger. Ehe der Pfarrer noch fragen kann, was dieser Besuch zu bedeuten habe, legt der Mann ein längliches Bündel, das er behutsam unter dem weiten Lodenmantel hervorzieht, auf die Lehnbank und wickelt aus dem dicken Wolltuch ein neugeborenes Kind heraus. Mit närrischer Freude, daß ihm schier die Tränentropfen aus den Augen glänzen, drückt er das Kind an sich und herzt es, wie ansonst die



Mütter es tun. Nachdem sagt er: „Bitt recht schön, Herr Pfarrer, tun Sie mir mein Kindel taufen, ist soviel ein löyses Hascherle; der Seph ist ängstig drum,



Am fürchterlichen Schneeföben pocht heut um die Mittagzeit jemand an die Pfarrthür.

daß der arme Wurm möcht' ohne Tauf' versterben; sie könnt' ihr Lebenlang keine friedliche Stund' mehr finden, sagt sie, die Seph . . . Und da hab' ich mich halt zusammengepackt und bin die drei Stunden — werden heut gut fünf sein worden, weil ich allwegs viel waten hab' müssen durch die mannshoch verwehten Gräben — von meiner Hütten im Turracherwald oben hergegangen . . . Die Seph laßt auch recht schön bitten, wenn der Herr Pfarrer so gut möcht' sein von wegen der heiligen Tauf' . . . Ist ein herziges Bileble und Sepele soll es heißen nach der Mutter Namen.“

Nach diesen Worten lacht der Mann das Kind wieder mit seiner närrischen Freude an und heißt es schon sein liebes „Sepele“, obgleich es noch ungetauft ist und rechtsweg keinen Taufnamen hat.

Der Pfarrer war überrascht und noch mehr entsetzt über das Verlangen dieses naiven Mannes und seiner Zuhälterin, die sich die Sache mit der Tauf' ihres unehelichen Kindes, der Frucht ihres ärgernissvollen, gottlosen, ehebrecherischen Zusammenlebens, so einfach dachten, daß es geradezu ein wahrer Hohn auf unsere heiligen Kirchenjatzungen ist.

Was der Pfarrer in solchen Fällen der Pflicht seiner heiligen Kirche gegenüber schuldig ist, hat er

getan. Er hat dem Matthias Hinteregger die Tauf' des Kindes mit dem Hinweise verweigert, daß die erschreckliche Sünde, entstanden durch das unchristliche, unsittliche und ehebrecherische Verhältnis des ehemaligen Sonnleitners mit seiner verhehligten, ihrem Manne aber entlaufenen Magd Seph, in der heiligen Beichte zuerst reuevoll einbekannt und sodann durch das heilige Bußsakrament gesühnt werden müßte. Vor allem aber sei es notwendig, daß der Matthias Hinteregger das ehebrecherische Weib sofort verlasse und jeden weiteren Verkehr mit ihm einstelle.

Was aber tut dieser Mensch? Er antwortet kesslich: „Herr Pfarrer, verlangen Sie, was Sie wollen, nur das nicht, um Gottes Barmherzigkeit willen, nur just das nicht. Wie könnt' ich die Seph und mein Kindel jest verlassen, grade jest, wo sie mich am notwendigsten brauchen tun; ich müßt' ja gar kein Mensch sein. Ich müßt' kein Herz im Leib haben. Aber ich hab' eins, Herr Pfarrer, ich hab' schon eins, ich . . . Ein Teufel müßt' ich sein, wenn ich das können tät'. Mein Gott, mein Gott,“ hat er zu jammern angefangen, „nur das nicht. Verlangen Sie was anders, Herr Pfarrer. Die gefährlichste Arbeit wegen meiner, gern geh' ich drüber. Nur das nicht . . . Mein lieber Heiland, eher — eher müßt' das unschuldige kleine Würmel ohne Tauf' verbleiben!“ . . .

Der stolze Sonnleitner, der einmal dem Pfarrer ins Gesicht geschleudert: „Meine Sachen sind meine Sachen, das geht keinen Papst und keinen Pfarrer was an!“ — dieser stolze Sonnleitner war es nimmer, der jest mit aufgehobenen Händen gebettelt: „Bitt' gar schön, Herr Pfarrer, nicht mir, der Seph zulieb tun Sie es und dem armen Hascherle zulieb!“

Der Pfarrer mußte in diesem Falle aber, wenn auch nicht ganz leichten Herzens, den Menschen hinter den Priester stellen und auf seinem Begehr beharren. Nochmal redet er dem Hinteregger in das verfluchte Gewissen, diesen sündhaften Lebenswandel mit dem gottvergeßenen Weibe zu unterlassen. Darauf kehrt der verblendete Mensch, als er einsieht, daß sein Bitten und Betteln umsonst, seinen alten Trost hervor und sagt dem Pfarrer kess ins Gesicht: „Diese Sünde wird so arg nicht sein. Der Pfarrer lebt ja selber mit seiner jungen Wirtschaftlerin unter einem und demselben Dach zusammen . . . Und die ledigen Pfarrerkinder werden gewiß nicht von der Tauf' ausgeschlossen sein, ansonst würden gar viel Heiden unter uns herumgehen!“

Indessen der Pfarrer ihm solch unziemliches lästerliches Reden in schärfstem Tone verweist, wickelt der Hinteregger das wimmernde Kind wieder in das Wolltuch und eilt damit fort.

Neben dieser Einschreibung steht, von anderer Hand herrührend, in energischen Schriftzügen hingeworfen, folgende Randbemerkung: „Dieser Matthias Hinteregger war ein Klüpel und ein frecher Mensch! Der Herr Amtsbruder, mein Vorgänger, hat recht getan, diesem unverschämten, gottlosen Bauernklümel die Tauf' des Kindes zu verweigern, schon für die an-



zügliche Bemerkung betreffs unserer Wirtschaftserinnen und der „lebigen Pfarrerkinder“. Unter diesen Umständen hätte ich ebenso gehandelt, ganz gewiß!“

Anderthalb Jahre vom Tage an, da der Matthias Hinteregger sein Kindel ungetauft wieder in den Turracherwald heimtragen mußte, weil er des Pfarrers Verlangen nicht zu erfüllen vermochte, scheint mit diesem Menschen nichts von Bedeutung vorgefallen zu sein.

Soviel wurde bekannt, daß er sich, nachdem er sein Gut an Grund und Wald halb verschrenkt, als Holzknecht in den gräßlichen Waldungen der Turracher Berge sein Brot in schwerer Arbeit verdiene. Diese Nachricht wurde im Dorf einigermaßen mit Befriedigung aufgenommen, weil die Leute, die dem Matzl von jeher das bishigen Glück mißgönnt hatten, sich jetzt an seinem Lose schadensfroh weideten.

Erst nach dieser Zeit findet sich im Pfarrbuche wieder eine Aufzeichnung, die sich auf den Matthias Hinteregger bezieht. Sie lautet:

Am ersten Tage des hochheiligen Pfingstfestes 1869.

Gestern am Abend um die siebente Stunde herum, wird der Pfarrer von seinem Spaziergang, den er draußen in prangender Flur gemacht und dabei seine Predigt für den hochheiligen Pfingstsonntag überdachte, in den Pfarrhof heimgeholt, daß ein großer hagerer Mann seiner warte und mit dem Pfarrer wegen eines Begräbnisses zu sprechen verlange.

In dem großen, hageren Mann, der beim Eintreten des Pfarrers im Vorhaus auf der Lehnbank sitzt, die beiden Ellbogen auf die Knie aufgestemmt und sein Gesicht wie schluchzend mit den Händen verhält, erkennt der Pfarrer den Holzknecht Matthias Hinteregger. Ganz verwirrt wie ein Geisteskranker schaut der Holzknecht den Pfarrer einige Sekunden lang an, wobei dem Pfarrer das gramverzerrte Antlitz des Mannes auffällt. Auf die Frage, was der Hinteregger begehre, erzählt dieser folgendes: „Heut um die Mittagszeit, wie ich frühzeitiger Feierabend mach', der heiligen Festtage wegen und mit einer Freud' mein Zeug aufpack', um heimzukommen in meine Hütten, zu mein' lieben Bueblein, dem Sepele, und zu der Seph, weil ich schon die ganze Woche vom Schlag nimmer weggekommen bin von wegen des weiten Weges, da mein' ich just, es müßt' mich am Türpfosten der Schlag treffen . . .“

Hier bricht der Holzknecht seine Erzählung mit lautem Aufschluchzen ab, sinkt auf der Bank in sich zusammen, verhält wieder sein schmerzverzerrtes Gesicht mit seinen braunen, schrundigen Händen und fängt bitterlich an zu weinen wie ein Kind. Dieser Schmerzausbruch hat eine Weile angebauert, darnach hat der Mann wieder zu sprechen angefangen.

„ . . . Daß ich also weiter verzähl',“ beginnt er wieder und laufen ihm dabei die Tränen gleich kleinen Bählein über das Gesicht und in den Bart hinein: „Heiliger Herrgott! glauben kann ich es nicht, nein,

ich kann es halt gar nicht glauben! Aber es ist wahr, — mein Gott und Herr, es ist doch wahr! Hab' es ja selber mit eigenen Augen gesehen, wie sie daliegen vor mir, die Seph mit dem Sepele, mein' lieben klein' Bueblein, allbeide schwarzblau im Gesicht und ganz erstarrt . . . Geschwind ist es mir durch den Kopf geschossen: Heilige Mutter Gottes . . . eine giftige Rattern hat sie allbeide gebissen! In den Turracher Waldungen gibt es Giftnattern und Vipern nach die Hundert oder Tausend; heuer ist wieder ein Schlangenjahr; wo man hintritt, fährt so ein höllisches Luifelsviech zischend mit dem Kopf in die Höh' . . . Wie ich hinstürz' auf meine liebe Seph und mein herziges Kindel, da spür' ich, daß sie beide schon kalt sind und starr . . .“

Wieder ersticht ihm sein Schmerz die Rede für einen Augenblick. Dann aber weiden seine Augen schreckhaft groß und sein Gesicht nimmt einen fürchtigen Ausdruck an, wie er seinen Bericht anstücket.

„Wie ich noch so auf den Knien lieg' und mir denk': Matzl, jetzt muß dich der Erdboden verschlingen mit deinem Schmerz und Weh, hör' ich was zischen . . . Jeses! da seh' ich eine endsgroße, weißgraue Vipern, wie sie unter den Leichen hervor auf mich will losschnellen . . . Die ist es gewesen, die hat mir mein Liebstes genommen, mein liebtes Glück! . . . Mit dem Fuß hab' ich ihr den Kopf zermalmt.“

Unter viel Schluchzen bittet der Holzknecht, für das tote Weib und das Kind ein Grab auf dem Freihof zu gewähren und den beiden ein christliches Begräbnis zu geben. Das Grab will er gleich selber bereiten und bis Mitternacht damit fertig sein.

Über dieses Erzählen hätte der Pfarrer fast vergessen, wer der Mann ist, der vor ihm auf der Bank sitzt und jammert und weint; wer das tote Weib ist und dessen Kind. An alles hätte er fast vergessen, was früher vorgefallen. Gerade so, wie ein Blitzstrahl die dunkle Nacht erhellt, leuchtet es plötzlich in seinem Gedächtnis auf . . . Wie eine Erleuchtung durch den heiligen Geist, und da fällt ihm alles ein: Das ist der Mensch, der so lästerlich das Zölibat des Priesters angetastet; der zum Trost aller Vermahnung im Sündenpfehl mit dem ehebrecherischen Weibe fortgelebt; der das unschuldige Kind lieber des heiligen Taufsakramentes entbehren ließ, als das unmoralische, sündhafte Konkubinat zu lösen. So viel Sünde! Soviel Laster! Ist dieses schreckliche Versterben nicht Gottes Strafe, Gottes Zorn über dieses Sündenleben?! Ist das nicht ein Zeichen des Himmels? . . . So hat es dieses Weib verdient . . . Bei dem allmächtigen Gott: so hat sie es verdient! . . .

Mußte der Pfarrer schon Bedenken hegen, dieses sündhafte Weib, das über höheren Willen so unerwartet und unvorbereitet mit seiner Sündenlast aus dem Leben gerissen worden, in geweihter Erde zu bestatten, so mußte es dem Pfarrer erst recht zu denken geben, als er an das ungetaufte Kind dachte . . . Der Pfarrer mußte den jammernden Mann darüber



belehren, daß es vollkommen ausgeschlossen sei, die beiden Leichen, deren Seelen der Verdammnis verfallen, in geweihte Erde zu betten. Der Pfarrer könne nur soweit barmherzig sein, daß er Mutter und Kind überhaupt innerhalb der Freitofmauer auf ungeweihtem Platz eingraben lasse, wo außer den ungetauften verstorbenen Kindern auch jene Personen in die Erde gelegt werden, die dem Ratsschlusse Gottes vorgehen und selbst Hand an sich legen und ihr Leben, das köstliche Geschenk Gottes, verachten und es mutwilligerweise hinwerfen . . .

Der Holzknecht erhob in seiner Unwissenheit die naivsten Einwendungen. Er sagte dem Pfarrer ganz ernsthaft, daß die Seph ja nicht dem Ratsschlusse Gottes vorgegriffen, sich das Leben nicht selbst genommen habe, sondern daß sie ihr Leben durch ein Unglück verloren hätte; sie könne ja nicht dafür, daß der liebe Gott die giftigen Schlangen erschaffen, die den Menschen um seine geweihte Ruhestatt bringen sollen . . . Und das kleine, unschuldige Kind könne ja auch nicht dafür, daß ihm der Pfarrer die Taufe verweigert habe. Und der Mann erhob förmlich Anklage gegen den Pfarrer, als wäre dieser schuld an seinem ganzen Unglück . . . Zu rechter Zeit kam der Pfarrer zur Einsicht, daß dieser unverbesserliche Sünder, Frevler und gottlose Lasterer kein Mitleid verdiene. Er sagte ihm deshalb bündig: ein christliches Begräbnis sei nicht denkbar, auch dürfe bei der Beerdigung keine Kirchenglocke geläutet werden und kein Priester dabei sein . . .

Als der Holzknecht solches vernommen, springt er jäh von der Bank auf, hebt fürchterlich drohend seine knorrige Faust und brüllt wie ein Wahnsinniger: „Leutteufeln! Leutteufeln!“ . . .

Dann stürzt er mit lautem Aufschluchzen davon.

#### Am Tage der Apostel Petrus und Paulus im selben Jahr.

Der Holzknecht Matthias Hinteregger hat seine durch Schlangenbiß ungeliebte Geliebte und deren Kind im Turracherwald unweit seiner Hütte eingegraben. Über den mit Blumen geschmückten Grabhügel hat er ein hohes Holzkreuz, das er selbst mit seinem Beil verfertigt, ausgerichtet. Ein Kamerad von ihm, der ihm die Grube hat auswerfen geholfen, hat diese Nachricht in das Dorf gebracht. Dieser Holzknecht hat weiters auch erzählt, daß der Matthias Hinteregger, seit er das lehtemal wegen des Begräbnisses für die Josepha und ihr Kind im Pfarrhof vorgesprochen, allerlei wunderliche Reden führe von Gottes Strafe und Gottes Zorn, von Zeichen des Himmels und Verdammnis und von dem ungetauften Sepcle.

Sind ihm des Pfarrers Ermahnungen also doch in die sündhafte Seele gedrungen! . . . Du allmächtiger Gott und Herr des Himmels und der Erde! Wie wunderbar sind doch deine Mittel und Wege, die verloren scheinende Seele wieder auf den Pfad unseres heiligen Glaubens zu führen!

Zwei Sonntage nachher schrieb der Pfarrer folgendes in das Pfarrbuch: Heute nach der Messe habe ich mit dem Holzknecht namens Leo Fink, der mir vor der Kirche vom Bauer Klaus gezeigt worden und der mit dem Matthias Hinteregger in den Turracher Wäldungen zusammen gearbeitet, selber gesprochen und ihn nach dem Hinteregger gefragt.

Fink erzählte, daß es mit dem Matzl nimmer richtig sei im Kopf; er treibe es jetzt schon ganz kurios. Holzknecht sei er längst nimmer; nachdem ihm die Seph und das Kind auf so gräßliche Art entrisfen worden, habe er sein Geld, das er aus seinen Grundstücken und aus seinem Wald gelöst, und sein Erspartes an arme Holzknechteleute verschent; er hätte, wie er sagt, an nichts, aber auch an gar nichts mehr eine Freude. Wenn er nicht gerade am Grabhügel sitze, gehe er den ganzen Tag lang in den Wäldern herum, steige in alle Schluchten hinunter und klettere in den Felsen und Wänden umeinander und gucke in jeden Spalt, in jede Rinne, unter jeden Felsbrocken und in jedes Mausloch . . .

Als ich den Fink verwundert darnach frage, was der Hinteregger damit wolle, antwortet mir der Holzknecht: „Der Matzl — der Hinteregger nämlich — sucht halt die weiße Rattern, dieselbige mit dem güldenem Krandl (Krone) auf'n Kopf. Wenn er die einmal erwischt, sagt der Matzl, hernachdem gehl's ihm wieder aus, dann hätt' er das Glück wieder in der Hand . . .“

Der Holzknecht Fink setzt einmal ab und tut einen festen Zug aus seiner Pfeife, dann erzählt er weiter: „Ah ja, da hat er wohl recht, der Matzl. Mein' Großmutter selig, die hat uns Kindern gar oft erzählt davon von der weißen Rattern mit dem güldenem Krandl; das ist nämlich die Königin von die Schlangen, und wer die erwischt und ihr das Ratterkrandl nimmt, der mag sich wünschen, was er lei will, dem geht ein jeder Wunsch aus . . .“

Der Holzknecht saugt darauf wieder ganz fürchterlich am Rohr seines Rauchtiegels, dann redet er weiter: „Wie gesagt, Herr Pfarrer, dasselbige mit dem Ratterkrandl, das ist schon gewiß wahr auch. Aber die Geschicht' die hat ein Hadel, und eine Gefahr ist dabei, daß sich es wohl einer gut überlegt, die weiße Schlangenkönigin zu suchen, geschweige sie zu fangen . . . Den sie beißt, der fällt auf der Stell' mausstot um . . . Und sie laßt sich ihr Krandl so leicht nicht nehmen. Das Krandl aber muß einer erwischen, so lang die Rattern lebt; von einer toten Königin verliert das Krandl den güldenem Glanz und die Zauberkraft ist weg . . . Wie die Sage von der Schlangenkönigin noch erzählt, geht es der Rattern nach dem Biß nicht besser als dem, den sie gebissen, sie ist auf der Stell' mausstot hin . . .“

Eine Weile mußte ich über diesen Schlangenberglauben nachdenken. Die Leute halten die Sage für Wahrheit, das beweist mir die ernste Art, wie der Holzknecht Fink die Sache erzählt hat. Ich frage darnach: wenn der Matzl die weiße Rattern mit dem güldenem Krandl finden sollte, was für



einen Wunsch er erfüllt haben möchte? Wenn einer so eifrig die weiße Schlangenkönigin suche, daß er darüber sogar seine Arbeit, seinen täglichen Verdienst aufgebe; ja noch mehr: daß er darum sogar sein Leben in Gefahr bringe, das müsse doch ein seltener Wunsch sein.

Darauf antwortet mir Fink: „Was der Mathl sich wünschen tät', das hat er mir verraten, mir! Von Hunderten, mein' ich, hat vielleicht nicht einer mehr einen so kuriosen Wunsch. Mit dem Natterkrandl möcht' der Mathl sonst gar nichts, sagt er, als wie seine Seph und sein kleines Sepele wieder zum Leben aufwecken . . .“

Ich bemerkte, wie dem Fink das Wasser hinter den Augenlidern glänzte. Dieser sonderbare Wunsch des Hinteregger hat mich ergriffen . . . Dann sagte Fink weiter: „Und weil der Mathl jetzt Tag für Tag so närrisch den Schlangen nachsteigt, heißen ihn die Leut', die schon weitem davon wissen, den Schlangen-Mathl . . . Meinen tu' ich halt schier,“ beschließt der Holzknecht seine Erzählung, „der Mathl, der arme Hafscher, haltet es nimmer lang aus, der wird drüber bald ganz daniisch werden. Er redet schon zeitweis nichts anderes mehr wie von Gottes Strafe, Gottes Zorn, Zeichen des Himmels, Verdammtsein, vom ungetauften Sepele und von der ungeweihten Erde. Schier angst und bang muß einem werden, wenn man ihm zuhört, diemal er oftwo auf einem Stein oder mitten im Wald auf einem Baumstumpf oder am Grabhügel hoakt und um ihn herum nichts hört und nichts sieht . . . Leben tut er dabei schier von nichts anderem mehr als von Heidelbeeren und Pilzschwämmen . . . Sagst ihm, daß da einer kann hin werden dabei, sagt er dir, das möcht' er just haben. Wenn er die weiße Nattern nicht findet, sagt er, so will er verhungern, damit er zu seiner Seph kommt und zu seinem Büeblen . . . Und da mein' ich, daß es niemand verwundern braucht, wenn einem Menschen, der so sinniert und so närrisch daherredet, einmal doch das Hirnschmalz zerrinnen muß . . .“  
„Ni halt beachta so, wie die Leut' jagen: wenn einen Menschen die Lieb' so arg anpackt, nachdem ist es just so wie ein lodrender Feuerbrand, der das Herz verzehrt und den Menschen umbringt . . . So muß es wohl mit dem Mathl sein . . .“

Der Holzknecht Fink ist fort. Wie sich diese halb-wilden Naturmenschen jedes Ding doch ausmalen und auslegen! . . . Ich weiß nicht, was Merkwürdiges über mich gekommen. Ich muß so viel über dieses wunderliche Erzählen des Holzknechtes nachsinnen. Sonderbar: immer summen mir die Worte durch: „Gar nichts möchte der Mathl sich wünschen, als wie mit dem Natterkrandl seine Seph und sein kleines Sepele wieder zum Leben aufwecken . . .“

Soll dieser seltsame Mensch mit einer so übermächtigen Liebe, einer Liebe, die über Leben und Tod hinausgeht — soll dieser Mensch wirklich ein so großer Sünder sein vor dem Herrn? . . . Es ist eine Unruhe in mir . . . Ich habe doch nur meine heilige Pflicht getan . . . ?

Die letzte Eintragung in die Pfarrchronik, die sich auf den Holzknecht Matthias Hinteregger, vormaligen Sonnleitner, späteren Schlangen-Mathl, bezieht, geschah — immer noch mit derselben Handschrift — ein Jahr später. Sie schließt das seltsame Lebensdrama eines unglücklichen Menschen ab und hat folgenden Wortlaut:

Am Fronleichnamstag des Jahres 1871.

Wie im Dorfe bekannt wird, haben am gestrigen Tage die gräßlichen Jäger im Turracherwald nächst einer alten Zirbelliefer den Leichnam des Matthias Hinteregger, genannt Schlangen-Mathl, aufgefunden. Nach den Berichten der Jäger hätte sich ihnen dabei ein grauenhafter Anblick geboten: viele hundert Schlangen hielten den Leichnam bewacht und wären nicht zu vertreiben. Mathl läge auf dem Rücken und über seiner Brust, lang ausgestreckt, mit dem Kopf gerade an der Herzstelle, ruhe eine schneeweiße tote Natter mit einem glutroten Krandl. Wie die Jäger ferner erzählen, sei es undenkbar, den Leichnam aus dem wirren Schlangenhaufen herauszuholen. Man will abwarten, bis das giftige Nattern- und Viperngezücht von selbst den Toten freigibt. Dann



Viele hundert Schlangen hielten den Leichnam bewacht und wären nicht zu vertreiben.

wollen sie ihn gleich auf der Stelle im Wald eingraben . . .

Es ist mir fürchterlich zu denken, auf welche Art oft Gott den Menschen abberuft . . . Wie war es möglich, daß alles so kam? . . . Gott, der Allmächtige, der Allwissende, der dafür sorgt, daß kein Sperling ohne ihn tot vom Dache fällt, mag es wissen . . . Hat die weiße Natter den Mathl mit seinen Lieben



etwa doch zusammengeführt? . . . Nicht er hat sie zum Leben aufgeweckt — haben sie ihn geholt — zum ewigen Leben? . . .

Dazu schrieb in späteren Jahren eine andere Hand: „Mein lieber Bruder in Christo! Wie wunderbarlich du fragen magst? Den allgütigen, den allbarmherzigen Gott lassst aus dem grausamen Spiele! Nicht er — ihr habet euren armen Mitbruder verfolgt und gepeinigt. Die giftigen Schlangen, die ihn aus allem Leid und aller Pein, so ihm euer Unverstand und euere Böswilligkeit zugefügt, erlöset; haben, sie waren barmherziger als die lieben Menschen.“

### Die Schiffsmühle von Wittenberg.

Erzählung von F. Grieben.



**U**nterhalb Wittenberg auf der Elbe lag eine Schiffsmühle. Sie war fest verankert und in gutem Betrieb, so daß sie den Müller mit Weib und Kind und Knecht wohl ernährte. Vorüberfahrende Schiffe trugen Korn herbei und bei der Rückfahrt nahmen sie es als Mehl wieder mit oder die Schiffbesitzer tauschten andere Waren gegen Mehl um. Manches Fäßchen Wein, mancher starke Tropfen in Flaschen kam so in des Müllers unterseitschen Vorratsraum, seinen Mühlenkeller, und die Frau Müllerin betrachtete mit Genugthuung ihre gefüllten Vorratsstößen und die Schinken und Würste an den Wandhaken daneben. Aber ach, das sollte nicht immer so bleiben. Schlimme Zeiten waren ins Land gekommen, die bösen Franzosenzeiten. Der Ländereroberer und Friedenswürger Napoleon war im Besitz Wittenbergs und schwere Kriegssteuern und unerschwingliche Abgaben erdrückten den letzten Wohlstand der Bürger.

Zwar war die frohe Kunde von der Erhebung Preußens, Rußlands und etlicher anderer unterdrückter Länder auch in die von den Franzosen bewachten Mauern der Stadt gedrungen und es hieß, die Preußen rückten an, um Wittenberg zu belagern, doch schien den schon so lange unter dem Joch des Unterdrückers schmachtenden Bürgern, die Aussicht, bereit zu werden, wie ein unausführbarer, schöner Traum. Hatte doch Napoleon nächst Lützen Wittenberg besonders stark befestigt und besetzt, indem er die im Siebenjährigen Krieg bombardierten Wälle wieder aufbaute und alle Türme und Schanzen befestigen ließ. In dem für ihn verhängnisvollen Jahre 1813 hatte der Usurpator dem Marschall Victor den Oberbefehl über die Festung übertragen und dieser war mit seinen Truppen eine starke Wacht für diese wichtige Pforte an der Wasserstraße der Elbe.

Auch die Mühle war mit einem starken Vorposten besetzt. Offiziere und Mannschaften füllten die sonst stillen Räume dieser kleinen Wasserburg und spielten sich dort als Herren auf.

Von früh bis spät mußte die Müllerin am Herd für die fremden Gäste schaffen.

„Meine Füße sind schwer, aber mein Herz ist noch schwerer!“ seufzte sie. Der alte Knecht saß schweigend und düster in einem dunklen Winkel der Küche; er hielt die müßigen Fäuste geballt. Korn zu mahlen gab es jetzt selten, da die Zufuhr abgeschnitten war, desto mehr nützten die ungedulden Gäste seine Dienstbarkeit aus, so daß er ihnen seinen Anblick so viel wie möglich zu entziehen suchte. Noch trauriger und erbitterter als Frau und Knecht war der Müller, da zu dem persönlichen Groll bei ihm noch die Trauer über die Erniedrigung des Vaterlandes kam, doch mußte auch er Kummer und Empörung in seinem Innern verschließen, um sich und seiner Familie die Lage nicht noch zu erschweren.

Der einzige aus der Schiffsmühle, dem die Anwesenheit der Franzosen kein störendes Ereignis bedeutete, war der kleine Sohn des Müllers. Hans hatte sich sogleich mit den Erbfeinden befreundet und behauptete mit Stolz, er könne nun bald französisch sprechen, jedenfalls könne er bereits verstehen, was sich die Soldaten erzählten. Wirklich fing er auch hin und wieder einige Worte der Unterhaltung der Franzosen, die das Kind nicht beachteten, auf, die er dann treulich den Seinen berichtete. So kam er auch heut mit geheimnisvoller Wichtigkeit in die Küche gelaufen und erzählte flüsternd und mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen: „Monsieur de Tourville hat zum Lieutenant Urbain gesagt: die prussiens maudits kämen immer näher, sie lagerten schon bei Apollensdorf unten an der Elbe, und dann haben sie ausgespuht und gelacht und allerlei gesagt, was ich nicht verstanden habe, da sie so schnell sprechen.“

„Wenn es wahr wäre!“ sagte die Müllerin und faltete unwillkürlich betend die Hände. Dann griff sie wieder nach dem Kochlöffel und setzte entmutigt hinzu: „Was nützt es, wenn immer noch mehr Blut



liegt. Gegen den schrecklichen Franzosenkaiser vermag kein Heer aufzukommen!"

Der alte Knecht hatte bei des Knaben Bericht interessiert das gebeugte Haupt aufgerichtet. Nun erhob er sich und verließ schweigend die Küche, um sich verlohnen in die Stadt zu begeben. Der Glöckner der Domkirche von Wittenberg war sein Freund, der konnte hoch vom Turm die Umgebung der Stadt überhauen und mußte wissen, ob Hans' Nachricht auf Wahrheit beruhte.

Nun kam auch der Müller in die Küche, ganz ergrimmt, denn die Herren Franzosen hatten wieder in ihrem gebrochenen Deutsch auf das ungesunde Klima Deutschlands und die feuchte Atmosphäre der Mühle geachtet, hatten des Müllers angestammtes trautes Heim ein „trou, bon pour les rats d'eau“ genannt und sich schließlich einen extrastarken, guten Punsch bestellt. „Dann hilft es nichts, dann müssen wir ihnen willfahren!“ sagte die Frau mit bestimmter Miene, füllte den Herdessel mit frischem Wasser und schürte die Glut.

Der Mann nahm den Kellerschlüssel vom Haken, während er misgütig sagte: „Alle meine Wein- und Schnapsvorräte hat diese unersättliche Einquartierung bereits vertilgt, nun muß ich auch das Geschenk von meinem Gevatter, dem Schiffsbreder, preisgeben, das Fäßchen feinen Kognats, das ich mir verlehrt hatte, in der Hoffnung, es mit deutschen Brüdern zu teilen, wenn's auch Gewächs von Frankreichs Boden ist.“

Stimmenlärm erschallte aus den Vorderräumen der Mühle, wo die Franzosen hausten, eine Tür ward aufgerissen und eine scharfe Stimme rief befehlend: „Meunier! Aven Sie nix verstanden? eine gute Punsch oder ferr gute Grof, très chaud, mais vite! Dépéchez vous, sacré nom de dieu!“

Der Müller zerknirschte ein Gegenkompliment zwischen den Zähnen, zündete eine Laterne an und stieg brummend die Kellertreppe hinab. Leer genug sah's im Vorratsraum aus. Offene Kisten, leere Tannen, unbenutzte Schinkenhaken, entforzte Flaschen boten dem Auge ein trübseliges Bild, während von außen die melancholischen Laute des Flusses hörbar wurden. Leise klatschte das Wasser an die Wände dieses tiefliegenden Raumes und um den Schiffsbau, von welchem die Mühle getragen ward, rauschten und gurgelten die Wellen.

Der Müller lauschte auf die ihm wohlbekannten Töne seiner alten Freundin und Mitarbeiterin, der Elbe. Ja, wenn die ihm helfen könnte! Sie würde auch gern die fremden Prasser an ihren Ufern los sein, war sie doch auch ein echt deutscher Fluß von der Quelle bis zum Meere.

Der Müller stand eine Weile in düsterem Sinnen versenkt, dann entnahm er mit einem ingrinnigen Genurmel das bewußte Fäßchen einem dunklen Winkel.

Schwere Tritte auf der kleinen knarrenden Stiege verkündeten das Nahen des Knechts, welcher dem Müller in einer ihm ungewohnten freundigen Er-

regung mitteilte, daß die Nachricht, die Preußen lägen vor Wittenberg, richtig sei. Vom Domturm könne man die Wachtfeuer bei Apollensdorf brennen sehen.

Herr und Knecht blieben noch eine Weile in heimlicher Beratung da unten, so daß die Müllerin droben wegen wiederholter Rufe nach Punsch aus dem Vorderbau schon ganz angstvoll geworden war.

Die Offiziersburschen und andere Soldaten erschienen in der Küche, schimpften, fluchten und ermahnten zur vitesse und erklärten selbst beaucoup de grok bon, fort et bien chaud haben zu wollen.

„Wohlan!“ sagte der Müller, der eben mit dem Fäßchen im Arm zur Küche emporstieg. „Gut und stark will ich ihn brauen! Wie Feuer soll er Euch durch die Gurgel rinnen!“

Die Müllerin, im Begriff, ihre letzte Zitrone zu zerschneiden, blickte ihrem Mann gespannt ins Gesicht, doch blickte er fast heiter, er konnte nichts Böses im Sinn haben; vermutlich erfaßte ihn Galgenhumor.

Nun kam auch der Knecht mit einer Beisteuer von unten herauf, einer verstaubten, bauchigen Flasche gebrannten Wassers, die auch er bis jetzt als verborgenen Schatz irgendwo verwahrt hatte.



Eben gewahrte die Müllerin mit lächelndem Schrecken, daß ihr Mann schnell etwas in das brodelnde Wasser schüttete.

„Ein kräftiger Schluck vom alten Petersen,“ sagte er, mit seinem alten, faltigen Gesicht grinsend. „Gut gegen nasse Elbnebel wie heut abend. Zur Nacht soll's noch nebliger werden, dann wird's die Russiöds warm halten!“

Während der Müller das Fäßchen öffnete und Michel seine Flasche entforzte, wechselten beide ver-



stohlen lächelnd einen funkelnden Blick, das machte die Müllerin abermals stutzig, doch zerschlug sie gerade mit Kummer und Unwillen einen halben Hut Zucker. Die sonst so sanfte Frau tat es mit besonders heftigen Schlägen, um ihrem Unmut, daß sie auch dies kostbare Gut für die Fremden hergeben müsse, darzutun. Zucker war ein teurer Artikel, seit Napoleon die Kontinental Sperre für solche ausländische Kolonialwaren eingeführt hatte. Einheimischen Rübenzucker gab es noch nicht.

Eben gewährte die Müllerin mit lähmendem Schrecken, daß ihr Mann schnell und verstoßen etwas wie ein hellfarbiges Pulver in das brodelnde Wasser schüttete, als ihr durch den Eintritt von zwei jungen Offizieren in die Küche ihre entsetzte Frage abgeschnitten wurde.

Sporenklirrend, jäbelkräuselnd nahmen die eleganten Franzosen die Vorbereitungen zum gewünschten Getränk in Augenschein. Sie lobten die Marke des Kognaks und widersetzten sich auch nicht Michels eau de vie, das aus guter, holländischer Firma stammte. Sie sagten der Müllerin sogar einen gallanten Dank für ihre Bemühung, baten, viel Zucker hinzuzutun, und rieten, die Mischung nochmals aufzukochen und dann recht heiß in einer Meißner Terrine, die sie im Küchenschrank erspähten, zu servieren, den Rest könnten dann die Unteroffiziere und gemeinen Soldaten erhalten. Aber sechs seine Gläser mußten mit der Terrine für die Offiziere gebracht werden, sie hätten Besuch von Kameraden bekommen, die sich auch mal auf der Schiffsmühle lustig machen wollten. Wieder wechselten Herr und Knecht einen verständnisinnigen Blick. Nachdem sich die Marsföhne halb deutsch, halb französisch dieser Anordnungen entledigt, entfernten sie sich tänzelnd und ein chanson trällernd aus der Küche.

„Um Gottes willen, Johann, was hast du vor?“ fragte jetzt die Frau, ihren Gatten angstvoll anblickend.

„Sei ruhig,“ erwiderte dieser. „Ich bin ein zu guter Christ, um meine Gäste umzubringen, das weißt du doch ganz genau, aber einen strammen Punsch sollen sie haben, daß sie schlafen, fest und tief wie müde Kinder, und träumen werden sie, herrliche Träume von gloire und victoires und mit was für oires sie sonst noch ihr Maul aufreißen, aber wenn sie morgen erwachen, ha — dann —“

„Was dann?“

„Dann werden sie den Himmel für einen Dudsack ansehen, wirst es ja erleben!“

Der fertige Punsch ward nochmals aufs Feuer gesetzt, bis ein kräftiger aromatischer Duft die ganze Schiffsmühle erfüllte und sogar in die feuchte Nacht hinausdrang, wo auf der Galerie ein Soldat, Gewehr im Arm, Wache stand und in die wallenden Nebel der Elbe blickte. Lüftern sog er den Duft ein und heißes Sehnen nach einem warmen Schluck durchzog seinen durchfrorenen, an wärmere Lüfte gewöhnten Körper. Sein Punsch sollte nicht unerfüllt bleiben. Nachdem die Terrine für die Offiziere ge-

füllt war, reservierte Michel einen Topf voll Punsch für den Außenposten, ehe der Kessel mit dem noch immer beträchtlichen Rest den Mannschaften beantwortet wurde. —

Es dauerte nicht lange, da wiederholte die Mühle von lustigem Lärm und Gesang, eine Stimmung, die bei den lebhaften Franzosen ziemlich lange vorhielt, so daß die in der Küche harrenden Müllerleute schon an der gehofften Wirkung ihres Gebraus verzweifelten.

Von Zeit zu Zeit ging der Müller auf die Galerie hinaus und sah nach dem Wetter. Die Nacht rückte vor; es war pechdunkel und die nassen Nebel ließen auch von den Lichtern am Strande — Schiffe lagen zurzeit nicht in der Nähe — nichts erkennen.

Auch Michel schlich sich einigemal auf die Galerie, um den Posten zu beobachten, bis er triumphierend berichten konnte, der Wachsoldat hoche in seiner Nische neben dem leeren Punschtopf und schnarchte, als wolle er die Mühle durchsägen. Er habe ihn zugebedt, damit die Kälte ihn nicht munter mache.

Nun entstand aber die Furcht, daß die Wache abgelöst werden könne, daran schien aber niemand zu denken; denn, nachdem in den Vorberräumen noch großer Lärm und sogar wüster Zant und Streich geherricht hatte, wurde es merklich immer stiller. Einige der Trinker suchten ihr Lager, andere schliefen auf ihren Pläßen, mit dem Kopf auf dem Tische, ein, wieder andere sanken zu Boden. Bei den Herren Offizieren sah es nicht besser aus. Sie lagen schlafend auf dem Kanapee und den Teppichen, zwei waren gar in ihren Polsterstühlen beim Dominospiel eingeschlafen.

Leise auf Socken schlichen der Müller und der Knecht herbei, um sich von der gründlichen Wirkung ihres Schlummerpunches zu überzeugen, und sahen mit inniger Befriedigung, in wie feste Bande der Schlaf die Berauschten geschlagen hatte. Regungslos wie Bären im Winterschlaf lagen sie, nur ein großer strammer Unteroffizier mit schwarzem Knebelbart regte sich, startete aus glasigen Augen um sich und lallte: „Qui vive?“ Gleich darauf übermannte ihn die Schlaftrunkenheit wieder, er streckte sich zu recht und seine regelmässigen, pfauchenden Atemzüge verrieten, daß auch er nicht mehr zu fürchten war.

Nun schloß der Müller die Türen der Räume, in denen sich die schlafenden Franzosen befanden, von außen ab, eine Vorsicht, die kaum nötig war, denn der tiefe Schlaf und starke Rausch waren sicherer, als Fesseln und Niegel für die davon Befangenen.

Gewagt und kühn war das Unternehmen, welches der Müller und sein Knecht vorhatten, doch ohne Zaubern und mit freudiger Zuversicht gingen sie ans Werk. Nachdem sie sich überzeugt, daß auch der Posten auf der Außengalerie noch immer in klastertiefem Schlummer lag, lösten sie die Ankerketten und tappten die Tawe, welche die Schiffsmühle auf dem Fluß nahe dem Ufer bei der Stadt festhielten und sanft und lautlos setzte sich die kleine Wasserburg in Bewegung und trieb leise wiegend die Elbe hinab.



Ein unbeschreibliches Wonne- und Triumphgefühl bemächtigte sich des Müllers, als er seinen Streich gelingen sah. Er reckte die Arme gen Himmel, wie im Dankgebet der Erlösung, doch noch galt es, fest an Steuer zu stehen und seine Mühle ruhig und sicher durch die Nacht bis Apollensdorf gleiten zu



Die beiden Offiziere lagen schlafend auf dem Kanapee und auf den Teppichen.

lassen. Die Müllersfrau saß inzwischen in der kleinen Schlafkammer neben der Küche am Bett ihres schlummernden Kindes und betete, Gott möge ihnen Hilfe leihen und Befreiung schenken. Mit einem aus Angst und Hoffnung gemischten Gefühl gewährte sie, daß ihr Heim sich in Bewegung setzte. Sie legte schließend und segnend ihre Hand auf des Knaben Haupt. Der schlug die Augen auf.

„Mutterchen, was ist das? Mein Bett schaukelt, es schwimmt fort!“

„Nein, mein Kind, es steht fest und die lieben Englein wachen über uns.“

„Schaukeln die lieben Englein mit unsrer Mühle?“  
„Das kann schon sein! Schlafe nur weiter, wir sind in Gottes Hut!“

„Wo sind die Franzosen? Sie lachen und schreien ja nicht mehr!“

„Nein, sie schlafen jetzt alle. Es ist Nacht.“

„Warum schläfst du nicht, Mutterchen?“

„Ich werde meinen Kopf auf dein Kissen legen, so, da schläft sich's gut.“

Befriedigt schloß der Knabe wieder die Augen und sank wieder in Schlummer. Auch die Müllerin verhielt sich still, wenn auch ihr Herz heftig klopfte

und ihr Ohr beständig lauschte, ob nicht ein vorzeitig Erwachter den kühnen Plan ihres Mannes vereiteln könne, was mit einem Todesurteil für den Müller gleichbedeutend gewesen wäre. Ein günstiger Umstand war es für die Fahrt der Schiffsmühle, daß auf ihrem Wege die Elbe frei von Schiffen war. Lagen doch der Handel und die damit verbundene Schifffahrt gänzlich darnieder in der Umgebung des besetzten Wittenberg, nur vereinzelte Fischerkähne schaukelten am Ufer oder glitten scheu dem dunklen Ungetüm der Schiffsmühle aus dem Wege.

Jetzt näherte sie sich den durch den Nebel glühenden Lagerfeuern der Preußen bei Apollensdorf. Michel entzündete eine Laterne, entfaltete eine preußische Fahne und schwenkte beides an der Spitze des Gefährtes.

Der Müller steuerte mit sicherer Hand dem Ufer zu. „Halt! Werda?“ ward vom Land durch Nacht und Nebel gerufen.

„Gut Freund mit wichtiger Fracht!“ tönte es von der Mühle zurück. Die Anker rasselten hinab. Ein Boot löste sich von der Mühle, wenige Ruderstöße brachten den Müller ans Ufer, wo ihn preußische Soldaten umringten und ins Hauptquartier brachten.

Er legte rasch den Offizieren die Geschichte dar und nicht lange dauerte es, da war die Schiffsmühle mit preußischem Militär besetzt, das sich beeilte, die Franzosen gefangenzunehmen.

Sie lagen noch immer im tiefsten Schlaf. Man nahm den Soldaten die Waffen fort, was leicht geschehen konnte, aber die Schläfer zu ermuntern war nicht so leicht. Der schwarze Unteroffizier war wieder der erste, der mit dem Rufer: „Vive l'empereur!“ emporsprang, aber der letzte, welcher die Situation begriff, denn daß der stille meunier und sein dummer Michel sechs Offiziere, zwei Unteroffiziere und zehn Gemeine mit seiner Mühle in preußische Gefangenschaft gesteuert hatte, war ihm unsagbar.

Die Offiziere begriffen ihr tragikomisches Mißgeschick auch nur nach und nach. Da aber die Preußen sie sehr höflich aufklärten, schnallten sie bleich und zähneknirschend ihre Degen ab und fügten sich ins Unvermeidliche.

Den meisten Franzosen ging über die Situation erst ein volles Licht auf, als die Morgensonne die Nebel auf der Elbe zerstreute, so daß das preußische Lager am Ufer sichtbar ward.

Als ein junger, deutscher Offizier seinen Klonden Kopf in die Tür der Schlafkammer steckte und fröhlich „Guten Morgen, Müllerin!“ rief, wirkten diese Worte statt des gewohnten: „Bon jour, Madame!“ wie eine Erlösung und Verheißung.

Tränen der Freude füllten die Augen der Frau und ihre Hände falteten sich zu einem Dankgebet.

Der Müller ward für seine mutige Tat später vom König Friedrich Wilhelm III. belohnt. Als Wittenberg von den Preußen entsetzt war, erhielt der Müller das Recht, sich für seine Mühle den besten Platz auf der Elbe bei der Stadt auszusuchen.



Das tat er und noch bis vor zwanzig Jahren hat die historische Schiffmühle an ihrem guten Platz unterhalb der Elbbrücke gelegen. Trotzdem sie ein starkes Hindernis und eine Gefahr für die Schifffahrt bildete, konnte sie, kraft ihres Privilegiums nicht beseitigt werden, bis endlich der Besitzer sich durch eine erhebliche Summe zum Aufgeben des Platzes bewegen ließ.

So reist sich also diese Elbmühle würdig den andern historischen Mühlen Deutschlands an, von denen ich nur die Windmühle von Sanssouci erwähnen will, sowie die Mühle von Laurvoggen, wo York den Vertrag mit Rußland abschloß, der den ersten wichtigen Schritt zur Befreiung vom Joch des Korfen bedeutete.

### Hermann Klingbeil's Weihnachtsbaum.

Von E. Kühn.

„Mutter!“

„Was ist denn?“ Die blasse Frau fragt es, ohne den Blick von der rasselnden Nähmaschine zu heben.

„Weihnachtsbäume schreibt man doch in einem Wort, nicht wahr?“

„Natürlich. Wie kommst du denn darauf?“ Nun hält sie doch einen Augenblick an und blickt zu dem elfjährigen Blondkopf, ihrem Ältesten, hinüber, der am Tische beim Schein der Küchenlampe sitzt — die große Lampe braucht Mutter bei der Näherei — und Schularbeiten macht. Flüchtig streift das sorgliche Mutterauge dabei den sechsjährigen Willy, der drei Stühle zu einer Eisenbahn zusammengebaut hat und Lokomotive, Führer, Passagier und Dampfsyzeife in einer Person ist, und die kleine Lotte, die sich an der Erde mit einem bunten Lappen vergnügt und dabei lustig kräht.

„Ach, ich mache Aufsatz. Herr Schmidt hat heute gesagt, wir sollten uns mal selbst einen Aufsatz wählen. Worüber wir wohl am liebsten schreiben möchten? Da hat Fris Borgmann — der ist immer so — mit einemmal ganz laut durch die Klasse geschrien: »Von Weihnachten!« Herr Schmidt hat gelacht und hat gefragt: »Möchtet ihr das wohl?« Da haben wir alle gesagt: Au ja! »Schön,« hat Herr Schmidt gesagt; »dann schreibt mal zu Hause auf: Warum ich mich auf Weihnachten freue. — Jetzt bin ich so weit! Und auf dem Markt da steht Herr Klaaßen und verkauft Weihnachtsbäume. Dann will ich so schreiben: Wenn ich vorbeigehe, dann suche ich mir immer schon einen aus für uns. Kann ich wohl so schreiben, Mutter?“

Frau Klingbeil seufzt auf und blickt schweigend in das Licht. Ihr war plötzlich das Herz so schwer geworden. Also draußen bereitete man sich schon auf das Fest vor! Sie hatte dazu noch keine Zeit gefunden. Tagein, tagaus sah sie, wenn sie ihren kleinen Haushalt besorgt hatte, an der Maschine und arbeitete, arbeitete.

Das Leben hatte sie hart angepaßt. Noch im vorigen Jahr um diese Zeit, da waltete Gesundheit

und Frohsinn in diesen Räumen. Da war ihr Mann eines Abends, als er vom Dienst kam, mit einem prächtigen Weihnachtsbaum fröhlich angestapft gekommen. Das war ein Jubel gewesen, und die Augen der Kleinen hatten geleuchtet, als wär's andern Tags schon Christnacht! — O Gott! Er sollte den Frühling nicht mehr erleben. Die Erde war noch hart gefroren, da betteten sie ihn draußen zur ewigen Ruhe.

Wie schwer war es doch, sich und die Kinder ehrlich und anständig durchs Leben zu bringen! Die kleine Pension, die sie als Briefträgerwitwe erhielt, reichte nicht hin und nicht her. Du durste sie sich der Trauer um den geliebten Toten nicht lange tatenlos hingeben. Das Leben stellte Ansprüche. Die hungrigen kleinen Mäuler wollten gestopft sein, die Miete mußte pünktlich gezahlt, die Kleidung ergänzt, erneuert werden. Ihr Stolz war es immer gewesen, daß ihre Kinder so sauber aussahen. Schmutz und Unordnung waren ihr in den Tod zuwider. Da hieß es arbeiten und wieder arbeiten und sparen, wo es nur ging.

Jetzt hatte die Frage ihres Ältesten ihren Gedanken eine neue Richtung gegeben. Zu einem Weihnachtsbaum langte es diesmal wirklich nicht. Die kleine Lotte war so schwer krank gewesen. Was sie erspart hatte, war draufgegangen, ja eine kleine Summe schuldete sie dem Arzt immer noch. Nach dem Fest, hatte sie ihm gesagt. — Es tat ihr im Innersten weh: solange sie denken konnte, hatte beim Fest nie der Christbaum gefehlt.

„Mutter,“ rief es ungeduldig vom Tische her, „du antwortest mir ja gar nicht.“ Nach der Meinung des Jungen hatte sie eigentlich lange genug über seine Frage nachgedacht.

„Nein, Junge es geht diesmal wirklich nicht!“

„Was denn, Mutter? Ich habe dich doch gefragt, ob ich den Satz —“

„Ach so —“ die Frau fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Komm mal her zu mir, Hermann! Ich möchte mit dir reden.“

Verwundert schob sich der Junge in den Lichtkreis der großen Lampe. Mit zitternder Hand fuhr ihm die Mutter über den dichten Schopf und sagte: „Sieh mal, mein lieber Junge, der Willy und die Lotte sind noch zu dumm, die verstehen mich noch nicht. Aber du bist schon ein großer Mensch, mein verständiger Ältester. Mit dir kann ich vernünftig reden. — Einen Weihnachtsbaum kann ich euch diesmal nicht kaufen. Sieh mich nicht so traurig an, Hermann, es drückt mir ja selbst beinahe das Herz ab! — Der Doktor bekommt noch zwanzig Mark, die ich ihm nun schon acht Wochen schulde. Hörst du? Acht Wochen schon! Er drängt mich ja nicht, aber gerade deshalb muß ich doch erst recht daran denken, ihn sobald wie möglich zu bezahlen, nicht wahr? — Na ja — und dann ist zu Neujahr wieder die Miete fällig. Ich habe das Geld noch nicht völlig beisammen, aber bestellte Arbeit habe ich genug, und wenn der liebe Gott mich gesund bleiben läßt, dann





denke ich zum neuen Jahr alles richtigmachen zu können. Oder möchtest du wohl, daß es uns so geht, wie denen da drüben, die aus jeder Wohnung hinausgewiesen werden, weil sie immer die Miete schuldig bleiben? — Siehst du, ich wußte ja, daß du ein verständiger Junge bist. Mir selbst fällt es, ach, so schwer, daß wir diesmal keinen Baum haben werden; aber du siehst doch selbst, daß es einfach nicht geht, nicht wahr, Hermann?"

Hermann nickte, während ihm die hellen Tränen über die Backen liefen. Zum ersten Male in seinem jungen Leben fiel die Erkenntnis ihm wichtig auf die Seele, wie schwer seine Mutter ums Dasein zu kämpfen habe. Mit einer schnellen Bewegung schlang er seinen Arm um ihren Nacken und sagte schluchzend: „Laß nur Mutter — wir — brauchen ja auch — keinen.“

Die Maschine raffelte schon längst wieder, Willy ließ zum so und sovielten Male seinen Zug „abfahren!“, die Kleine quietschte in dem allgemeinen Geräusch immer lauter — da rang sich in Hermanns Kopf ein Plan durch, so kühn und gewaltig, daß es ihm selbst fast den Atem benahm.

Er selber wollte seiner lieben guten Mutter einen Weihnachtsbaum schenken.

Peter Klaaßen schmunzelte. Das Weihnachtsgeschäft ging heuer recht flott. Wenn's so weiterging, dann war er diesmal seine Bäume schon vorm Heiligabend los. Vergnügt pendelte er, die Hände in den Taschen seiner Plausjacke, in der immer lichter werdenden Allee aus Edeltannen und Fichten auf und ab. Jetzt stand er am Eingang seiner Allee still und richtete seine Augen auf einen Jungen, der in langen Schritten über die Straße sprang und auf ihn zukehrte. Es war Hermann Klingbeil.

„Na, Jung', besorgt?"

Hermann nickte fröhlich.

„Hat's auch ein ordentliches Trinkgeld gegeben?"

Statt aller Antwort zeigte Hermann vergnügt einen Fünfer.

„Na, so 'ne feine Dame und bloß 'n Sechser?"

Die hätte dir auch wirklich 'nen Groschen geben können.“

Das fand nun Hermann nicht. Fünf Pfennig — das war doch schon ein schönes, rundes, blankes Stück Geld. Ein Groschen wäre doch wirklich zuviel dafür gewesen; er hatte den Baum doch bloß in die Nebenstraße, ein paar Häuser weit, getragen.

Freilich, das hatte er schon gemerkt, von heute auf morgen ließ sich nicht ein Kapital aufspeichern, groß genug, um einen Baum dafür zu kaufen. Zumal wenn man nur zwei Stunden am Tage dafür opfern konnte. Denn er mußte doch auch zu Hause tüchtig zuhause und die Schularbeiten sollten auch erledigt werden. Aber von vier bis sechs jeden Nachmittags, da schickte Mutter ihn hinaus in die frische Luft: er sollte mit den andern Jungen spielen und sich rote Backen holen. Die gute Mutter! Wie beseligend war ihm das Bewußtsein, daß sie ja keine

Ahnung hatte von dem Abkommen, das er mit Peter Klaaßen getroffen, von der Überraschung, die er ihr zugebracht hatte! Er mußte immer wieder an ihre Worte an jenem Abend denken, an ihre Traurigkeit, ihre Sorgen. Ihren „verständigen Ältesten“ hatte sie ihn genannt. O, sie sollte sehen, daß sie sich nicht in ihm getäuscht hatte. —

Gewiß, langsam ging's. Die meisten Leute trugen den gekauften Baum selber nach Hause, oder sie hatten einen dienstbaren Geist mit, der es ihnen besorgte. So blühte ihm nicht jeden Tag das Glück. Aber hin und wieder kam doch einmal eine Dame, der er schüchtern seine Dienste anbieten durfte. Zweimal hatte er sogar schon einen Zehner bekommen. So ein Glück! —

Er wußte ganz genau, wieviel Geld er schon hatte. Trotzdem schlich er jetzt wieder einmal, sich scheu umsehend, hinter eine riesige „Doppeltanne“, um dort verstoßen mit seinem Schatz zu liebäugeln, den er in Papier eingewickelt in der Westentasche trug. 65 Pfennige! — Das war sehr viel Geld — aber es langte noch immer nicht ganz. Die billigsten Bäume, die Peter Klaaßen „führte“, kosteten achtzig und davon hatte er heute den vorletzten weggetragen. Nun stand nur noch der eine billige dort auf der Ecke. Wenn man ihm nur den nicht auch noch vor der Nase wegkaufte! Eine rechte Angst besiel ihn, sobald ein Fußgänger vor diesem Bäumchen stehen blieb und es musterte. Die andern kosteten gleich eine Mark, und auch davon gab's nicht mehr viel. „Es sind in diesem Jahre wenig Bäume zu haben,“ hatte er Peter so oft zu Käufern sagen hören, wenn ihnen der Preis zu hoch erschien. Und Peter mußte es doch wissen!

Doch er durfte sich hier nicht festgrübeln. Vorwärts und die Augen offen halten! Nur ja nicht die Gelegenheit verpassen! Als er wieder aus seinem Versteck hervorkam, um sich zu Peter zu wenden, da stockte sein Fuß, und seine Augen weiteten sich. Da stand Peter mit einer älteren, freundlich dreinschauenden Dame vor seinem Bäumchen! Sie schienen schon handelsseins zu sein; denn die Dame zog ihre Börse und Peter winkte zu ihm herüber. Da quoll es heiß in dem Jungenherzen auf. Er hatte das schöne Ziel schon so nahe gesehen; nun war es mit einem Schlage wieder so fern gerückt, so fern. —

Eine unsägliche Bitternis, Trost- und Mutlosigkeit kam über ihn, als er mit dem Bäumchen an der Seite der Dame dahinschritt. Es ward ihm doch zu schwer gemacht! Nun würde er's wohl überhaupt nicht mehr schaffen. Und er hatte sich so darauf gefreut, seiner Mutter —

Plötzlich übermannte es ihn, so sehr er auch die Zähne zusammengebissen hatte. Ein heftiges Schluchzen brach aus seiner Brust hervor.

Die Dame wandte jäh den Kopf zu ihm. „Was ist dir, Kleiner? Warum weinst du denn?“

Sofort erstarb das Schluchzen. Er schämte sich. Ein großer Junge — und weinen! Tapfer schluckte



er die Tränen herunter. Die Dame schaute zwar so herzengut aus. Aber er konnte ihr doch nicht hier auf der Straße, in dem Gewühl dahinhastender Menschen sein großes Leid klagen! Und lügen mochte er nicht. So schwieg er, die Augen auf den Boden geheset. Verstoßen wischte er sich mit dem Handrücken über die Augen.

Die freundliche Dame fragte nicht weiter; aber sie sah ihn forschend von der Seite an. Merkwürdig! Der Junge machte mit seinem weichen Gesicht und in seiner ordentlichen, sauberen Kleidung durchaus nicht den Eindruck des hungernden Straßensjungen, der in seiner Pfliffigkeit und Verschlagenheit die hundertlei Wege kennt, auf denen so ein Bürschlein zu frühem, heimlichem Gelderwerb auszieht. Sie ahnte, daß dies Knabenherz dort ein großes Weh barg, das zu offenbaren es sich schämte.

Sie waren angelangt. Zwei Treppen hoch öffnete die Dame eine Tür, neben der auf einem Schilde „A. Wellner, Lehrerin“ zu lesen stand.

Der Baum wurde in der Küche abgesetzt. Dann nötigte sie ihn in das mollig-warme Stübchen, und während sie Licht machte, fragte sie, wie er heiße. „So, Hermann Klingbeil? — Weißt du, Hermann, wir sind beide recht tüchtig durchgefroren: willst du nicht eine Tasse warmen Kaffees mit mir trinken?“

Und ehe Hermann noch eine Antwort gemurmelt hatte, stand da schon vor ihm auf dem Tische eine Tasse, und daneben lockte ein Stück goldgelben Streuselkuchens. Aus der Ofenröhre zog die Dame dann ein blinkendes Rännchen und goß den duftenden braunen Trank in Hermanns Schale.

Wie behaglich es hier war, und wie nett die Dame mit ihm plauderte! „Gerade wie Mutter!“ dachte Hermann. Vor ihrem liebevollen Blick taute sein Herz auf, und bevor er noch seine Tasse geleert hatte, da wußte Fräulein Wellner alles, was er ihr in kindlicher Herbheit zuvor verschwiegen hatte. —

Aber jetzt mußte er gehen, wirklich. Das „Geschäft“ rief.

„Hier, mein kleiner Freund,“ sagte sie, ihm 35 Pfennige auf den Tisch legend. „Nun kannst du dir deinen Baum kaufen und ihn deiner Mutter bringen. Grüße sie schön von mir!“

Des Knaben Herz pochte. Vor seinen Augen flimmerte es, und wie durch einen Nebel sah er undeutlich die Geldstücke. So war also das heißerstrebt Ziel erreicht! Er wollte vor Freude aufsauchen. — Da besann er sich. Nein doch — das durste er ja nicht nehmen, das war ja viel zuviel. 35 Pfennige für den kurzen Gang! — Rasch ebbte die Flut seiner Gefühle zurück. Er fühlte im Innersten — das hier sei ein Almosen. Es war ja so lieb von der Dame, aber — nein — er war doch kein Betteljunge! Nein — er durste es nicht nehmen!

„Ach nein,“ stotterte er verlegen, „das kann — das darf ich nicht nehmen. Das ist ja viel zuviel.“

Da nützte auch alles gütige Zureden nichts. Auch das versing nicht, daß sie ihm vorhielt, sie habe ihm

ja eigentlich seinen Baum fortgenommen und müsse ihn doch dafür entschädigen. Er blieb dabei, die Hände auf dem Rücken: Mutter würde sehr schelten, wenn er ihr das erzählte.

Fräulein Wellner stand einen Augenblick verblüfft und ratlos diesem Zartgefühl gegenüber. Was für ein Stolz steckte doch in diesem bescheidenen Jungen! Dem mußte man anders kommen. — Da erjann sie eine kleine List. Auf ihrem Schreibtische lag ein Zeitungsartikel, den sie schon lange der verheirateten Schwester versprochen hatte. Während sie ihn unauffällig in ein Kuvert schob und die Adresse darauf schrieb, sagte sie: „Gut, lieber Hermann, du willst dir also deinen Baum nur durch redliche Arbeit verdienen. Das ist brav von dir. — Du sagtest ja wohl, daß dir deine besten „Kunden“ zehn Pfennige gegeben hätten? — Siehst du, so viel hatte ich dir auch zugedacht. Hier, nimm!“ Hermann dankte gerührt. „Aber nun möchte ich dich bitten, mir noch einen Gang zu besorgen. Weißt du, wo die Breitenstraße ist? — Schön. Ich habe hier einen Wertbrief, den ich dahin — hier steht die Adresse — schicken möchte. Auf der Post muß ich für solchen Brief 30 Pfennige zahlen, und ein Dienstmann tut's erst recht nicht billiger. Wenn ich einen Boten hätte, der's für 25 täte, so könnte ich fünf Pfennige sparen. Möchtest du mir wohl den Gefallen tun?“

Da atmete Hermann freudig auf. Daß sie überhaupt noch fragte! Von Herzen gern natürlich. So konnte er der lieben Dame, die so gütig gegen ihn war, ja noch zu einer Erparnis verhelfen. Es war immerhin noch eine glänzende Bezahlung. Aber



wenn er die gute Stunde, die drausgehen würde, in Betracht zog, so standen doch hier Leistung und Gegenleistung in einem einigermaßen erträglichen Verhältnis. — Daß dahinter eine List steckte, ahnte sein argloses Gemüt nicht.



Den vermeintlichen Wertbrief wohlverwahrt, trabte er fröhlich fort.

"Jung, du selbst willst 'n Baum kaufen für Mutter?" Peter Klaafen rief es in höchster Bewunderung aus. Dann ging er kopfschüttelnd mit dem strahlenden Herrmann von einem Baum zum andern und half ihm selbst den schönsten ausfinden. Da, Herrmann, den nimm! — I bewahre, dir geb' ich 'n für 90," sagte er, als Herrmann ihm seine fast endlose Reihe von Fünfern und Zehnern in die Hand gezählt hatte; "ne Mark nehme ich bloß von den reichen Leuten, die's geben können."

Da wurde Herrmann kühn. "Herr Klaafen, dann geben Sie mir man für die zehn Pfennige noch Zweige! Damit puken wir dann die Stube aus, wie's Vater voriges Jahr auch gemacht hat."

Peter hatte mit einem Male so merkwürdig an seinen Augen zu wischen; die "tränten" ihm "manchmal so". "Ach, Herrmann," brummte er, "mach keinen Un'sinn! Nimm dir umsonst, soviel du tragen kannst! Das ist dafür, daß du mir auch manchmal im Geschäft geholfen hast."

Mit seiner süßen Last rannte Herrmann — er kam ja beim Gehen gar nicht recht vorwärts — die Straßen entlang, nach Hause, zur Mutter. —

Droben aber presste eine blasse, schluchzende Frau ihre zuckenden Lippen immer und immer wieder auf die ihres Jungen: "Mein Herrmann — mein lieber — lieber, verständiger Aeltester!"

### Die enttäuschte Lisel.

Der Müllersepp war der einzige Sohn und Erbe seines vermöglichen Vaters und daher von den heiratslustigen Mädchen um so mehr begehrt, als auch seine Statur, sein Aeußeres nichts zu wünschen übrig ließ.

Alein, so fleißig die Dorfschönen bis jetzt ihre Reize nach ihm ausgeworfen hatten, der Müllersepp lief immer noch frank und frei, gehobenen Hauptes, durchs Dorf und keine konnte sagen, daß sie schon einen besondern Eindruck auf ihn gemacht oder gar sein Herz in Fesseln geschlagen habe.

Das war nun den hübschen Mädchen sehr gegen den Strich, daß sie ihre Reize und Liebenswürdigkeiten so mißachtet sehen mußten, und einmal, es war an einem schönen Sommerabend unter der Dorf-Linde, wo die jungen Leute, darunter auch der Müllersepp, sich eingefunden hatten, sagte des Bärenwirts Christel, eine üppige Brünette mit sehr geschliffenem Schnabel, nachdem sie schon mit den andern Burtschen mutwillig geschäkert hatte: "Und du, Müllersepp, willst schmei's unter die Kapuziner, oder ist dir am Ende keine von uns gut genug? Aber wir wollen's einmal abwarten. Man hat es schon erlebt, daß gerade die Sprödesten, wenn's 'mal losgeht, am meisten Feuer schlagen."

"Mag sein," gab der Sepp zurück. "Aber die mich will, muß schon Teig an den Händen haben."

Das war ersichtlich so eine Art Blumensprache

und er meinte damit, daß das Mädchen seiner Wahl schön, reich, fleißig, mit einem Wort, ein Ausbund von einem Weibe sein müsse.

Des Dobelbauern Lisel aber, die alles wörtlich nahm, wie die Wiedertäufer die Bibel, und den Sepp, da er ihr nächster Nachbar war, gar zu gern gehabt hätte, schrieb sich Sepps Aeußerung hinter die Ohren und ließ immer, wenn sie am Backen oder Knöpfle-machen war, etwas Teig an den Händen und an der Schürze hängen, um ihm, wie sie meinte, zu gefallen.

Aber obschon sie dieses Verfahren Jahr und Tag treulich einhielt, der spröde Sepp tat keinen Zud, daß er sie möchte.

Das ärgerte natürlich die Lisel. Sie glaubte ihm helfen zu müssen und sagte eines Tages freischweg: "Sepp, jeh heft d' Mühli überno' und sottsich notwendig e Frau ha. Was meinscht vo mir?"

"Vo dir," sagte der spröde Sepp, "mein' i, daß du doch e weng z' schmutzig und dreckig bischt für e Mülleri. Du wäschisch jo d' Händ' nie und d'r Schurz glänzt ball as wie ne Spiegel. Do hätte d' Lüt Appetit zue mim Mehl, wenn eso ne Mülleri unter der Tür' sie bigrücke tät'. Nei, i dank', Liseli, aber sunst nüt für unguet!"

"Herr Jessis," sagte das Liseli, "i ha jo d' Händ' und d'r Schurz nur dir z'lieb nit g'wäsche, wil du unter d'r Linde zue 's Bärenwirts Christel g'sait hehst, die, wo dich wöll, müeß Teig an de Händ' ha. — Also dir z'lieb bin i e ganz' Johr lang so unenander g'losse, voll Mehl und Teig, und jeh chunsch mer dawäg."

"Soo," sagte der Sepp lachend, "du hehst mini Wort' eso usg'fakt? Nit übel, i müeß es sage. Aber ebene so müeß i sage: Us uns wird's nie nit; denn jeh bisch mer nit nur z' schmutzig, nai au z' dumm!" Sprach's und ging und ließ die Lisel stehen wie einen indischen Götzen.



### Unnötige Mahnung.

Gefängniswärter: "Obacht! Hier kommt eine Stufe."

Bagabund: "No net ängstlich! Die Stuf'n hob i scho kennt, eh Sie in de Windl'n g'leg'n san."

Ehrens. Hinfender Bote für 1910.



### Zwei Kriegskameraden.

Nach einer wahren Begebenheit von J. Wilhelm.



Es war im Jahre 1866. Ich war kaum sechs Jahre in pfarramtlicher Tätigkeit in einer Gemeinde des nassauischen Rheingaus. Erregte Zeiten waren angebrochen. Schon das Jahr 1865 hatte jene seltsamen Zuckungen gezeigt, die großen Ereignissen voranzugehen pflegen. Die Spannung zwischen den beiden deutschen Großstaaten, Oesterreich und Preußen, war auf das höchste gestiegen. Sie konnte, das fühlte man, nur durch des Schwertes Schneide oder nach dem geflügelten Worte Bismarcks „durch Blut und Eisen“ gelöst werden. Wir in Nassau, und zumal im Rheingau, waren in einer schwierigen Lage. Der Regent des Landes stand auf österreichischer Seite, auf die ihn die ganzen Erinnerungen der Vergangenheit — hatte er doch in Wien seine Jugendzeit verlebt — drängten; der größere Teil der Bewohner Nassaus, soweit sie nicht clerikal waren, neigte sich zu Preußen, war doch unser Weinbau und im nördlichen Teile des Herzogtums der Bergbau und Hüttenbetrieb, überhaupt unser ganzer Handel auf ein inniges Zusammengehen mit Preußen hingewiesen.

Und nun brach der Krieg los, und Nassau stellte sich auf die Seite Oesterreichs. Da schwankte das Herz vieler hin und her. Nach der einen Seite zog es die Liebe zum Herzog, einem edlen, wohlmeinenden Monarchen, nach der andern Seite die naturgemäße Hinneigung zu dem preussischen Staate.

Sogleich bei Beginn des Krieges war die freiwillige Liebestätigkeit auf dem Plane. Barmherzige Schwestern, Diakonen und Diakonissen, freiwillige Pfleger und Pflegerinnen eilten auf den Kriegsschauplatz, und aus unserer Gegend wandten sie sich nicht nach dem weitentfernten Böhmen, sondern nach dem Main, wo die preussische Mainarmee gegen die

Süddeutschen kämpfte, wo unsere Söhne und Brüder im Felde standen. Auch aus meiner Gemeinde meldete sich eine Reihe von Jünglingen und Jungfrauen, die in der Pflege der Verwundeten und Kranken auf dem Kriegsschauplatz tätig sein wollten. Sie bedurften einer Führung. So zog ich denn in Gemeinschaft mit einem benachbarten Geistlichen in den letzten Tagen des Juli mit elf Diakonissen und freiwilligen Pflegern und Pflegerinnen aus.

Ich will die schwierige Reise in jenen Tagen, da vielfach der Eisenbahnverkehr auf weite Strecken unterbrochen war, der Weg durch feindlich einander gegenüberstehende Truppen ging, nicht weiter schildern, nicht die hochinteressante Leiterwagenfahrt durch die Wäldungen des Spessart, da wir in dem durch Wilhelm Hauff bekannten „Wirtshaus im Spessart“ übernachteten.

Die ehemalige Räuberherberge war nun von preussischen Truppen, von freiwilligen Pflegern überfüllt. Auf dem Flur lagerten dicht nebeneinander preussische Soldaten, in ihre Mäntel gewickelt, auf dem flachen Boden oder auf einem Häufchen Stroh im Schlaf, in dem Wirtszimmer drängten sich Neuangekommene, eine bescheidene Erquickung suchend. Es war ein malerisches Bild.

Nach einer unruhigen Nacht fuhren wir in der Morgenfrühe weiter nach Würzburg, wo, nur durch den Main getrennt, Preußen und Bayern einander gegenüberstanden. Dort fanden wir die Lazarette auskömmlich von Pflegern und Pflegerinnen besetzt, und so zogen wir weiter nach Tauberbischofsheim.

Tauberbischofsheim zeigte überall noch die Spuren des erbitterten Kampfes, der am 24. Juli dort getobt hatte. Die Wände der Häuser trugen zahlreiche Kugelspuren, an den Wohnungen waren vielfach die Läden heruntergerissen und die Dächer teilweise von Geschützkugeln zerstört.

Preußen und Württemberger hatten hier in hartem Kampfe gegeneinander gestanden. Dreimal waren die Württemberger mutig über die Tauber vorgedrungen, und dreimal waren sie von der meist aus Westfalen bestehenden Division Göben zurückgeworfen worden. Die ganze Misere des Kleinstaatentums zeigte sich hier offen vor unseren Augen. Die Gegend hatte widergehalten vor dem Donner der Geschütze und dem Geknatter des Kleingewehrfeuers, und die verbündeten süddeutschen Truppen hatten die Württemberger allein gelassen. Zwei Stunden von Tauberbischofsheim hatten Hessen und Nassauer gelagert, die Offiziere hatten ihre Generale bestrahlt, dem Schlachtdonner entgegenzulen und den Verbündeten zu Hilfe kommen zu dürfen, aber es war ihnen entgegengekommen, man habe sich erst gestern geschlagen, heute seien die Württemberger dran. Während die Preußen, wo nur das Getöse eines Kampfes ihnen entgegenbrang, darauf zueilten, um einzuziehen, fehlte bei den Verbündeten das elementarste Zusammenhalten. Die Hessen und Nassauer vergnügten sich bei Harmoniemusik, während die Schwaben im blutigen Kampfe standen. Es mußte so sein; es sollte



ehen in diesem Kriege offenbar werden, wie verrottet der Zustand der Bundesarmee sei, so daß es ihr ergo- gen mußte, wie fünfzig und hundert Jahre vorher der Reichsarmee, im Volksmunde die „eilende Reichs- armee“ genannt, die mangels inneren Zusammen- haltes überall auseinandergejrenget wurde.

Im Lazarett in Tauberbischofsheim fanden wir in bunter Mischung verwundete Preußen und Würt- temberger friedlich nebeneinanderliegen. Unsere Dienste bei denselben wurden dankbar angenommen, aber nur für die nächste Zeit. Es war die Ankunft anderer freiwilliger Pfleger unter Führung eines Johanniters angekündigt, die in wenigen Tagen er- wartet wurden. So sollten wir denn bis zu ihrem Eintreffen hier bleiben, um dann nach einem größe- ren Lazarett in der Nähe, wo es noch an der rechten Versorgung der Verwundeten fehlte, abgehoben zu werden. Mir wurde ein kleiner Saal anvertraut, in dem ich unter Beistand eines Gehilfen die leib- liche und geistige Pflege der Kranken zu übernehmen hatte. Der am schwersten Verwundete war ein württembergischer Jüskler, der einen Schuß in die Brust erhalten hatte. Viel reden konnte man nicht mit ihm, noch weniger vermochte er zu antworten; aber dankbar nahm er jede Liebeserweisung, jedes freundliche Wort, das man an ihn richtete, an. Daß er nicht lange mehr zu leben habe, sah man auf den ersten Blick. Zweimal ist es mir begegnet, daß, wenn ich ein Wort an ihn richtete, ihm einen Dienst der Liebe erwies, ein Blutstrom sich seiner gequälten Brust entrang. Da galt es nur, seine Schmerzen zu lindern, ihm das letzte Stündlein zu erleichtern. Ich hatte einen Tag und eine Nacht bei ihm ge- wohnt. Gegen Abend zog ich mich, todmüde wie ich war, von ihm zurück, um einige Stunden zu ruhen. Der Heilgehilfe vertrat mich an seinem Lager. Als ich nach Anbruch des Tages in den Saal zurück- kehrte, war man schon daran, den eine Stunde zu- vor Verstorbenen wegzutragen, und das Todesbett des Heimgegangenen zu einer Lagerstätte für einen anderen Verwundeten herzurichten.

Wer war der Entschlafene? Niemand wußte es genauer. Ein toter Württemberger, das war genug in der damaligen Zeit der Verwirrung. Das einzige, das über seine Verhältnisse vielleicht Auskunft geben konnte, war ein Brief, den der Heilgehilfe in seinen Beinkleidern gefunden hatte, und den er mir über- reichte, damit ich daraus, wenn möglich, die Persön- lichkeit des Verlebten feststelle. Es war ein zer- knitterter, zerlesener Brief, sichtlich von der Hand eines im Schreiben weniger Geübten. Er stammte, wie schon die Anrede ergab, offenbar von der Schwester des Toten.

Kirchberg, den 19. Juli 1866.

Mein lieber Bruder Konrad!

Du stehst draußen mit den Kameraden im Felde, und Tag und Nacht denken wir hier in der Heimat an Dich, wie es Dir wohl gehe. Da will ich Dir schreiben in der Hoffnung, daß wir vielleicht auch ein Briefchen mit Nachrichten von Dir erhalten können.

Wir wissen es ja, wie schwer Dir das Schreiben draußen sein wird. Wie der Herr Lehrer uns sagte, seid Ihr viel auf dem Marsch und bedrängt von den preußischen Soldaten. Ach, möchte doch der liebe Gott bald dem Kampfe ein Ende machen, und Dich uns heil und gesund zurückgeben! Jeden Mittwoch halten wir Betgottesdienst, und ist die Kirche ganz voll von Leuten, auch solchen, die nicht, wie wir, Brüder und Söhne im Kampfe haben. Denn alles nimmt an Euch herzlich Anteil. Am letzten Mitt- woch hielt der Herr Pfarrer den Betgottesdienst über den 27. Psalm. Es war gar bewegend, als er uns ermahnte, uns nicht zu fürchten, denn Ihr ständet draußen in Gottes Hand, der der Herr sei über Leben und Tod. Wir sangen: „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten.“ Aber trotz allem ist die Furcht doch nicht ganz von uns genommen. Es ist ja für uns gar schwer, Dich nicht zu haben und um Dich uns zu bangen, wo Michele so schwäch- lich ist, und der Vater, seit er die Überfahmung ge- habt, auch nicht mehr so kann, wie er will. Gott der Barmherzige erhalte Dich uns!

Sonst geht es im Haushalt ganz ordentlich. Der Michele arbeitet, was er kann, und ich mühe mich auch ab, damit Du alles in gutem Stande findest, wenn Du wiederkommst. Auch Dein Mariele hilft uns fleißig, obwohl es sehr sorgenvoll ist und viel um Dich weint. Es legt noch einen Brief an Dich bei. Hoffentlich treffen Dich unsere Briefe.

Gott sei mit Dir, lieber Bruder! Lasse bald etwas von Dir hören. Viele Grüße von uns allen.

Deine treue Schwester Barbara.“

Dies der Brief, aus dem nur einige unwejent- liche Ortsneuigkeiten hier weggelassen sind.

Obwohl man im Felde im täglichen Anblick so vielen Elen- des ziemlich abgehärtet wird, las ich doch den Brief mit tiefer Bewe- gung. Ich dachte mich hinein in den Schmerz des Vaters und der Geschwis- ter, wenn sie die Nachricht von dem Tode ihres



Angehörigen empfangen, in den Schmerz des Mariele, das wohl seine Braut war. Der Brief von ihr, auf den die Schwester hingewiesen, lag nicht an.

Da der Brief ohne Umschlag und ohne Adresse war, beschloß ich, ihn an den Ortsgeistlichen zu



senden, der wohl die Absender leicht ermitteln und ihnen die erschütternde Nachricht von dem Tode des Sohnes und Bruders überbringen könne. Bei der damals herrschenden Unterbrechung der Verkehrsverhältnisse dauerte es etwa acht Tage, bis ich Antwort erhielt. Der Verstorbene, so schrieb mir mein Amtsbruder, sei Konrad Schäffer, Sohn eines ältern Landmannes, Sebastian Schäffer, der schon viel Trübsal erlitten, seine Frau und mehrere Kinder verloren und nun den Heimgang des jüngsten, sehr tüchtigen Sohnes zu betrauern habe. Der ältere Sohn, Michele, sei nicht stark, viel von Rheumatismus geplagt, so daß Konrad die Stütze seines alten Vaters, der vor einem Jahre erst einen Schlagfluß — Überfahung, wie man dort jagt — erlitten, gewesen sei. Die ganze Familie sei unbescholten und sehr brav, und bedauere das ganze Dorf tief diese neue, schwere Prüfung, die über sie gekommen. Das Mariete sei die Braut des Konrad, die allein stehende Tochter des verstorbenen früheren Lehrers, ebenso ein unbescholtenes frommes Mädchen, das sich seit her durch Nöharbeiten für die naheliegende Stadt ernährt habe. Es sei ihm, so schrieb der Geistliche weiter, eine schwere Aufgabe gewesen, der Familie die Nachricht von dem Tode Konrads zu bringen; er habe es mit großer Vorsicht tun müssen, da der Gesundheitszustand des alten Vaters viel Rücksichtnahme nötig mache. Die Angehörigen Konrads hätten ihm nun heute, nachdem sie den ersten Schmerz überwunden, gesagt, sie seien entschlossen, nach Tauberbischofsheim zu reisen, um das Nähere über den Heimgang Konrads zu hören und sein Grab zu besuchen. Den Brief der Barbara Schäffer sandte er, wie ich gebeten, mit deren Zustimmung zum Andenken an das Erlebte an mich zurück.

Zwei Tage später wurden die Angehörigen Konrads mir gemeldet. Ein alter Landmann, die Spuren viel erlittenen Erdenleids auf dem Angesicht tragend, die Tochter und die Braut des Verlebten, alle in Schwarz gekleidet. Der Michele hatte zu Hause bleiben müssen.

Es waren ernste, erschütternde Stunden, die ich mit ihnen verlebte. Von dem schweren Leiden des Sohnes sagte ich nichts, um den Schmerz der Trauernden nicht zu vermehren. Aber ich erzählte, er sei fromm und gott ergeben gestorben, so daß mich seine Geduld tief gerührt habe.

„Er war immer,“ erwiderte der Vater Schäffer, „ein frommer und gottesfürchtiger Sohn; nie hat er mir Kummer gemacht, vielmehr mir in meinen Leidestagen von Herzen beige standen.“

Die Schwester und die Braut schluchzten leise. Vor allem der Braut, einem lieblichen Mädchen mit feinen Gesichtszügen und sprechenden schwarzen Augen, ging alles sehr nahe, ihr, die durch den Tod des Bräutigams offenbar das innigste Liebesband gelöst sah.

Längere Zeit brauchte ich, die Trauernden in ihrem neuen Schmerzausbruch wieder etwas zu beruhigen, daß sie vermögend waren, mit mir auf den Friedhof

zu gehen. Den alten Vater unterstützte ich, tröstliche Worte zu ihm redend, die Mädchen gingen nebenher. Das Grab lag mitten unter vielen neu aufgeworfenen Gräbern; wir hatten es mit einem schlichten Kreuze bezeichnet. Weinend knieten, während ich ein Gebet sprach, Braut und Schwester an dem Grabhügel nieder. Dann legten sie die mitgebrachten Kränze als letztes Liebeszeichen auf das einsame Grab.

Am Abend verließen sie Tauberbischofsheim, den Ort, da alle ihre Hoffnungen vernichtet lagen.

Kaum war mir in meinem Amtsleben das Leid des Scheidens in so erschütternder Weise nahegetreten. In jenen Tagen aber war nicht Zeit, dem Schmerze



Dann legten sie die Kränze auf das einsame Grab.

viel nachzuhängen. Am folgenden Tage schon trafen die für Tauberbischofsheim bestimmten Pfleger und Pflegerinnen ein, und ich verließ mit meiner Schar den Ort, um eine Pflagestation in Wertheim zu übernehmen, wo noch Hilfe not war.

In Wertheim zeigte sich uns ein ganz anderes Bild. Wenn Tauberbischofsheim ein Feldlazarett für die Schwerverwundeten hatte, so fanden wir in Wertheim ein Reservelazarett, in das die Leichtverwundeten und Genesenden abgeköhoben worden waren. Wir hatten hier Kranke und Leichtblessierte zu pflegen, von denen nur ein Teil an das Bett gefesselt war, während die meisten frei umhergehen durften. Hier trug einer den durch einen Schuß verwundeten Arm in der Binde, dort gingen andere mit verbundener Stirn umher oder konnten sich nur mittelst einer Krücke fortbewegen. So konnten denn für sie in der zu einem Lazarett umgewandelten Schule Gottes-



dienste im kleinen eingerichtet werden, Gebetstunden, Abendmahlsfeiern, die vielfach herzeindringender gefeiert wurden, als solche in den herrlichsten Kirchen. Auf einem alten Harmonium, das sich vorfand, spielte ein Leichoverwunderer nach dem Gehör ein einfaches Kirchenlied: „Ach bleib mit deiner Gnade“ oder „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, die Männer sangen mit, und dann folgte die Ansprache und eventuell noch die Kommunion, die mit tiefer Nahrung gefeiert ward.

Doch bald nahte eine ernstere Prüfung. Man raunte sich zu, daß hier und da Choleraerkrankungen vorgekommen seien, und in Kürze war es kein Geheimnis, daß diese furchtbare Krankheit sich bei uns eingemischt hatte und ihre Opfer forderte. Sie führte meist sehr rasch zum Tode. Ein junger Arzt, der abends noch Krankenbesuche gemacht, war um vier Uhr morgens schon an der Cholera gestorben. Zwei Heilgehilfen, die mittags noch mit uns bei Tisch gesessen, erlebten den andern Morgen nicht mehr. Drei uns gegenüber wohnende Damen, deren Fenster in den Hof des Lazarett's gingen, auf den unvorsichtigerweise die Entleerungen von Choleraerkranken gebracht worden waren, wurden an einem und demselben Tage hinweggerafft. Es waren erschütternde Tage, wenn jeden Morgen die Kunde von neuen Erkrankungen oder Todesfällen an uns kam, und ich gestehe, daß es auch mir tieferrst um das Herz ward im Hinblick auf die unheimliche Krankheit, die mit so furchtbarer Schnelligkeit den Menschen packte und es jedweden ins Gedächtnis rief: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen.“ Hatte ich doch daheim ein junges Weib gelassen, das nichts ahnt von der Gefahr, in der wir schwebten, und zwei lieblich aufblühende Kinder.

Doch es galt hier, unverrückt in seiner Pflicht zu stehen. Viel Hilfe konnte ja der Geistliche den von der Cholera Ergriffenen nicht leisten, da sie meist in Bewußtlosigkeit dalagen. Aber es galt doch, täglich mehrmals die Krankenzimmer zu besuchen, dadurch den Pflegern den Mut zu stärken, und an die Kranken, die nicht bewußtlos waren, ein ermutigendes tröstendes Wort zu richten. Ein Oberarzt war eingetroffen, der neue Maßregeln anordnete, auf eine strenge Lüftung der Krankenzimmer, die seither verschlossen geblieben waren, drang und mit stärkeren Heilmitteln eingriff.

Unter den Kranken war ein Württemberger, der eine nicht schwere Schußwunde an der Achsel des rechten Armes gehabt, und nun, in der Genesung begriffen, der Cholera anheimgefallen war. Der Arzt gab für ihn wenig Hoffnung, da der durch die Schußwunde geschwächte Mann nicht genug Widerstandskraft haben werde, die tödtliche Krankheit zu überwinden. Aber seine Widerstandskraft erwies sich stärker, als man geglaubt. Der Kranke ward in ein besonderes Zimmer gebracht, sein Leiden milderte sich, und nach wenig Tagen konnte man schon hoffen, ihn dem Leben zu erhalten. Ich ging ab und zu bei ihm, ihn durch Handreichung und Zuspruch auf-

zurichten; sichtbar lebte er auf, und nach etwa acht Tagen durfte er als gerettet betrachtet werden. Er hatte etwas sehr Zutrauliches in seinem Wesen, wie Zutrauen und Offenherzigkeit ja auch eine hervortretende Eigenschaft des schwäbischen Volkscharakters ist.

Als ich ihn eines Morgens besuchte, fand ich ihn außer Bett, und er fragte mich, ob er eine Gefälligkeit von mir erbitten dürfe, deren Gewährung ihm sehr am Herzen liege. Ich bejahte dies als selbstverständlich, und so bat er, ich möge ihm doch einen Brief an die Seinen schreiben. Sie seien gewiß, da sie keine Nachricht von ihm hätten, in großer Unruhe um ihn; aber zuerst habe er wegen seiner Armwunde nicht schreiben können und dann sei er von der Krankheit befallen worden, so daß er niemand um den Liebesdienst für ihn zu schreiben, habe bitten können. Ich möge, so fuhr er fort, vorzüglich Auskunft geben über sein Ergehen, von der Cholera aber, die ihn ergriffen habe, nichts sagen, da der Vater leidend sei und nicht zu sehr erschrecken dürfe. Er habe zwar, so erzählte er weiter, vor allem an seine Braut zu schreiben, aber diese werde sofort, wenn ich Nachricht über ihn gegeben, von den Seinen davon benachrichtigt werden, so daß auch sie beruhigt sei. Er gab mir die Adresse seines Vaters an: Sebastian Schäffer in Kirchberg.

Anwillkürlich fuhr ich zusammen, als ich diesen mir bekannten Namen hörte. Er hatte das bemerkt und fragte, ob ich vielleicht den Namen schon vernommen.

Doch ich hatte mich schon gefaßt und bedacht, daß ich dem noch leidenden jungen Mann nicht sagen dürfe, was mich bei Angabe der Adresse seines Vaters so tief bewegte. Dazu durchkreuzten mich in diesem Augenblick noch die verschiedensten Gedanken. Es war mir noch ganz und gar unklar, wie es möglich sei, daß der alte Landmann, mit dem ich in Tauberbischofsheim das Grab seines Sohnes besucht, denselben Namen trage, wie der Vater meines jetzigen Schutzbefohlenen.

So erwiderte ich nur, daß ich in Tauberbischofsheim einen verwundeten württembergischen Füsiliere kennen gelernt, der meiner Erinnerung nach auch in Kirchberg seine Heimat habe.

„In Kirchberg? Das müßte Simon gewesen sein,“ antwortete mir mein Pflegerling: „Wir waren unserer drei aus meinem Heimatsorte, außer mir noch Johann Kadenbach bei der Artillerie und Karl Simon, der mit mir in derselben Kompagnie stand. Er war mir besonders befreundet. In der Schule haben wir nebeneinander geessen und sind zusammen konfirmiert worden. Noch am Abend vor der Schlacht bei Tauberbischofsheim habe ich mit ihm zusammengeessen, von der Heimat mit ihm geplaudert und ihm, da wir uns trennen mußten, einen am Tage vorher eingetroffenen Brief meiner Schwester gegeben, damit er daraus erfahre, wie es in unserem Orte stehe. Der Arme hatte ja niemand, der ihm von dort Nachricht gab.“

Langsam ging mir ein Licht auf.



„Und haben Sie den Brief wieder erhalten? Ich interessiere mich für solche Briefe an die im Felde Stehenden?“

„Nein. Am anderen Tage wurden wir schon in der Morgenfrühe alarmiert, die Preußen rückten heran, die Vorbereitungen zum Kampfe wurden getroffen, und da ich gleich bei Beginn der Schlacht verwundet ward, sahen wir einander nicht mehr. Haben Sie vielleicht etwas von Simon gehört? Wissen Sie, wie es ihm ergangen ist? Er lebt doch wohl noch?“

Ich erwiderte ihm, daß sein Freund schwer verwundet gewesen und gestorben sei, eine Mitteilung, die er mit bewegtem Herzen vernahm, um aber doch die Bemerkung daran zu knüpfen, daß er eine Waise gewesen sei, dem keine Eltern oder Geschwister nachweinten.

Die Eröffnung, die der Soldat mir gemacht, hatte mich tief ergriffen.

Daß eine Verwechslung der beiden württembergischen Krieger stattgefunden, und daß wir den noch Lebenden als tot betrauert hatten, war mir klar geworden. Der an Schaffer gerichtete Brief, der in den Beinkleidern des verstorbenen Simon gefunden worden war, hatte die Irrung veranlaßt, Schaffer sei der Verlebte. Aber ich erkannte, daß ich dem kaum etwas Genesenen die volle Wahrheit noch nicht enthüllen, ihm nicht sagen dürfe, daß er als tot von den Seinen betrauert werde.

Ich bedurfte Zeit zu überlegen, was zu tun sei, und so legte ich denn Konrad dar, ich wolle zu Hause den Brief an die Seinen schreiben und nachmittags mit demselben zurückkehren, damit er ihn vor der Absendung lesen könne. Damit gewann ich Zeit, mich auf das Weitere zu besinnen.

Am Nachmittag kehrte ich zurück. Das hatte ich eingesehen, daß durch ein Schreiben nach Kirchberg in diesem Falle nichts zu erreichen war. Ich durfte denen, die den Sohn, Bruder und Bräutigam schon als tot betrauert, nicht plötzlich die briefliche Kunde bringen, daß er noch lebe. Nur mündlich und nach und nach konnte dem alten, kränklichen Vater und den Seinen die frohe Botchaft beigebracht werden. Darum sagte ich Konrad, ich wollte nicht schreiben, sondern selbst nach Kirchberg fahren; ich habe mit dem Pfarrer dorten in Briefwechsel gestanden, so daß ich ihn gern persönlich kennen lerne. Bei dieser Gelegenheit könne ich besser, als durch einen Brief, seinen Angehörigen mitteilen, wie es um ihn stehe.

Er war damit einverstanden, und ich machte mich am folgenden Tage auf nach Kirchberg. Die Bahn brachte mich ziemlich nahe an den Ort. Von der letzten Bahnstation hatte ich noch zwei Stunden zu gehen. In Kirchberg besuchte ich zunächst den Geistlichen. Der war ob der wunderbaren Kunde hocherstaunt und erfreut. Lange saß ich im Gespräch mit ihm. Endlich nach längerer Beratung kamen wir überein, daß ich allein in das Schäffersche Haus gehen solle, da ich so besser, als wenn mein Amtsbruder zugegen sei, der Familie vorsichtig die frohe Nachricht überbringen könne. Der Pfarrer sagte

mir, wo das Schäffersche Haus sei, in dem ich wohl auch die Braut Konrads treffen werde; sie sei auf Wunsch des alten Schaffer zu ihm gezogen, der sich nur ungern von ihr, gleichsam dem letzten Vermächtnis seines Sohnes, trenne.

Ich trat in ein freundliches Gehöfte. Ein in guter Ordnung gehaltener Obst- und Gemüsegarten zog sich um drei Seiten des Hauses herum, während die vierte Seite von dem Hof und den Wirtschaftsgebäuden begrenzt war. An der Wand der Südseite des Hauses rankte sich ein gut gepflegter Weinstock, an dem schon die Trauben sich färbten, in die Höhe, blühende Rosen standen auf einem Beet an der Haustüre. Alles gab das Bild eines behaglichen Wohlstandes und zeugte von der Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe des Besitzers.

Im Wohnzimmer traf ich alle bis auf den Mischele, der eben nach dem Vieh sah, versammelt. Der Hausvater war mit einer Schnitarbeit beschäftigt, ihm zur Seite seine Tochter bei einer häuslichen Berichtigung und seine Schwiegertochter an einer Näharbeit. Sie erkannten mich sogleich und bewillkommten mich herzlich, wenn auch wehmütig bewegt. Die Braut mit ihrem sinnigen Blick, den von Tränen umflorten Augen machte in ihrer schwarzen Kleidung vor allem einen tiefbewegenden Eindruck.

Bald brachte, was mir auch lieb war, der Vater das Gespräch auf seinen Verlust.

„Ich,“ sagte er, „bin ein alter Mann, meine Tage sind gezählt, und bald werde ich hier auf Erden nicht mehr zu leiden haben, sondern vereint werden mit meinen Lieben, die mir vorausgegangen; aber leid tut es mir um meine Kinder und vor allem um das Mariele, die mir wie eine Tochter an das Herz gewachsen ist.“

Das schöne Mädchen neigte seinen Kopf auf des Vaters Schulter und weinte heftig.

Wie gern hätte ich getröstet, den Trauernden gesagt, daß nicht zur Trauer Anlaß sei, sondern zur Freude! Aber ich mußte noch davon schweigen. Nur langsam und nach und nach durfte den Tiefbetrübten die Freudekunde, daß Konrad noch lebe, nahe gebracht werden.

Ich wußte nichts Rechtes zu sagen, so lenkte ich denn das Gespräch auf die Schrecken des Krieges im allgemeinen, auf die schwere Krankheit, die in Wetzheim gewüthet, auf die Leiden, die über so viele Eltern und Angehörige von Kriegern gekommen seien. Und dann fuhr ich langsam fort, darzulegen, wie doch manchmal alles ganz anders komme, als man erwartet. Ich erzählte, daß die Zeitungen aus Böhmen Nachricht gebracht von einem verwundeten Soldaten, der als tot auf einem Karren unter den Leichen gefallener Krieger fortgeführt worden sei und in dem man doch nachträglich noch Spuren von Leben entdeckt habe, also daß er in der Pflanz seiner Eltern, die ihn aufgesucht, zur Genesung geführt worden sei.

„Die glücklichen Eltern,“ sagte der Vater, „mir gibt niemand meinen Konrad wieder.“

Ich schwieg anfangs, sah ihn dann still an und



sprach: „Es geschehen noch immer Zeichen und Wunder; öfter als man denkt, führt Gott uns aus tiefer Not zur Errettung. Glaubt das nur.“

Der alte Vater blickte mich zweifelnd an. Doch die Braut, der die Liebe Ohr und Blick geschärft hatte, schien besser mein anfängliches Schweigen und meine darauf folgenden dunklen Worte deuten zu können, sprang erschreckt auf und eilte auf mich zu: „Herr Pfarrer, Sie verhehlen uns etwas.“ Und als ich nicht antwortete, sondern nur liebevoll und freundlich ihr in die Augen blickte, fuhr sie fort: „Sagen Sie, ist etwas geschehen? Konrad, Konrad, er lebt doch nicht noch?“

Alle führen entsetzt auf.

Da sah ich, daß hier ein längeres Verstecken spielen nicht mehr nötig sei, und so antwortete ich: „Gott

heim, den Verlorengeglaubten dort zu umfassen. Davon aber konnte keine Rede sein. Auch Konrad bedurfte der Schonung nach seinem immer noch angegriffenen Zustande. Ich mußte erst mit dem Arzte sprechen, wann er ohne Gefahr für seine Gesundheit die Seinen sehen könne. Es mußte ihm zunächst langsam beigebracht werden, daß er schon als tot sei betrauert worden.

Auch der Ortsgeistliche, der mittlerweile eingetreten war und herzliche Worte zu den Anwesenden sprach, die Nachbarn und Freunde des Hauses, unter denen sich mit großer Geschwindigkeit die Kunde von dem Geschehenen verbreitet hatte, rieten, die Reise nach Wertheim noch vorläufig aufzuschieben. Die Angehörigen Konrads erkannten dies als richtig an, und ich versprach ihnen, nach Rücksprache mit dem Arzte sofort zu schreiben, wann sie kommen dürften.

So ward denn nur für mich der Wagen gerüstet, auf dem mich Michele mit stinken Pferden gegen Abend zur Bahnstation brachte. Er hatte Tannenzweige auf seinen Hut und an seine Peitsche gesteckt und saß mit seiner von Rheumatismus etwas gekrümmten Gestalt fröhlich auf dem Vorderitz des ländlichen Fuhrwerks. Als ihm ein fetter Bursche mit Rücksicht auf seinen grünen Schmuck scherzhaft zurief: „Der Michele ist Hochzeiter.“ knallte der sonst ob seines Leidens leicht reizbare junge Mann laut mit der Peitsche und rief lustig zurück: „Ja, und den Herrn Pfarrer hat er gleich bei sich.“

Was soll ich weiter sagen von der Ergriffenheit des Konrad, als ich ihm nach und nach alles beibrachte, und ihm erzählte von dem Jubel der Seinen, daß sie ihn wieder hätten, daß seine Braut zuerst die Wahrheit erkannte! Was weiter von dem Glück, das über die Familie kam, als sie einige Tage später einander sehen durften! Ich bin ein Mann. In dem Schweren, das ich in den letzten Monaten hatte sehen müssen, Krüppel mit zerschossenen Gliedern, Sterbende in den Qualen der Krankheit, waren mir die Nerven noch ziemlich gestählt worden. Aber ich mußte, als die glückliche Familie wieder zusammen war in dem kleinen Krankenzimmer und sie aus tiefbewegtem Herzen zueinander sprachen, mich oft zum Fenster wenden, um die Tränen zu verbergen, die mir unwillkürlich in die Augen traten.

Eines schönen Tages will ich noch Erwähnung tun. Der alte Schäffer zeigte mir hundert Gulden, die er für ein Grabmal Konrads bestimmt gehabt; dafür soll nun ein Grabstein für Simon beschafft werden. So gab die dankbare Gesinnung auch dem einsamen Grab des Verwaisten seinen Schmuck.

Einige Tage später schlug auch für mich die Stunde des Abschieds. Ich hatte einen Trupp Genesender auf dem Main nach Frankfurt zu bringen. Von dort reiste ich zurück in meine Heimatgemeinde.

Nach zwei Jahren erhielt ich einen Brief von Konrad. Er war schon länger verheiratet und eben hatte ihm sein junges Weib das erste Söhnchen in die Arme gelegt, dem Großvater das erste Enkelkind.



Doch die Braut sprang erschreckt auf und eilte auf mich zu.

läßt oft mitten in der tiefsten Leidensnacht die Freude aufgehen. Ja, Eurer Konrad lebt. Es war eine Verwechslung geschehen; der in Tauberbischofsheim Verstorbene war ein anderer. Ich habe Konrad noch gestern gesehen und bringe Euch allen seine Grüße.“

Dem Gefühlsausbruch der drei Leute, zu denen sich noch der Michele gesellt, zu schildern, ist fast unmöglich. Die Braut hatte mit verklärtem Blick die Arme gen Himmel gebreitet: „Konrad, Konrad, o barmherziger Gott!“ Dann war sie neben dem Sessel des Vaters in die Knie gesunken. Der Alte saß mit gefalteten Händen sprachlos da, die beiden Mädchen lagen weinend auf den Knien und bargen das Haupt auf seinem Schoße, während der Michele tiefbewegt im Hintergrunde stand. Ich mußte erzählen, darlegen, wodurch man der Verwechslung der beiden Soldaten auf die Spur gekommen, wie der Konrad aus neue am Rande des Grabes gestanden, als er an der Cholera erkrankt gewesen, wie aber nun die Gefahr vorüber sei.

Am liebsten hätten die Leute sofort die Pferde angepaukt, um mit mir aufzubrechen nach Wert-



### Warum der Grandauer Bartel nicht nach Amerika ging.

Erzählung von Heinrich Kühnlein in München.



a, das ist so 'ne eigene Geschichte, die den Grandauer Bartel in Unglück und Torheit verstrickte, fast das Leben gekostet hätte und ihn schließlich doch wieder ins richtige Geleise brachte.

Er war der jüngste Sohn des Bürgermeisters in einem Frankendorf, und es hat weit

und breit keinen aufrechteren Dorfschulzen gegeben, als eben seinen Vater, den alten Jörg Michel Grandauer. So der richtige „Bauernkönig“, der keinen Widerspruch vertrug, im Amt so wenig wie im eigenen Haus! Wenn er einen, der ja einmal aufmuntern wollte, so mit seinen stechenden grauen Augen anstarrte, die Brille von der derben Hakennase auf die Stirn schob, die rechte Faust in die Seite stemmte und dem Widerspenstigen so nah auf den Leib rückte, daß die beiden Gesichter fast zusammenstießen — dann gab der bald klein bei und war zur Ansicht des Bürgermeisters bekehrt. So kurierte der Jörg Michel Grandauer seine Leute.

Aber man sollte es nicht glauben: ganz so einfach, wie in der Gemeinde war das Regiment seinem eigenen Jüngsten gegenüber doch nicht, und manches, was er dort durchdrückte, blieb ihm hier unerfüllt. Das kam davon, daß der Alte, vielleicht zum einzigenmal in seinem Leben, gerade bei ihm die scharfe Grenze von Recht und Unrecht doch nicht so genau eingehalten hatte. Und wie bitter rächte sich das an ihm, wie am Glück und Frieden seines Hauses!

Unser Grandauer Bartel hatte nämlich noch drei ältere Brüder, die vom Vater — natürlich auch ohne viel Umstände — zum Studieren bestimmt worden waren, während er, der Jüngste, keineswegs minder begabt als die andern, ein Bauer werden mußte.

Solange sich nun die Brüder mit dem Griechischen, der Mathematik und „sunstiger Gelahrtheit“ herumzuschlagen hatten, lachte sich unser Bartel die Haut

voll und beneidete sie keineswegs. Vielmehr ging ihm seine Freiheit da draußen auf dem Dorfe über alles, und er freute sich seines Lebens.

Ward auch anders mit der Zeit! Denn wie er so in die Jahre kam, wo Verstand und eigenes Nachsinnen allmählich aufwachen, und wie da die Brüder als Doktoren und Professoren so der Reihe nach in geachtete Stellungen einrückten, bekam die Sache auf einmal ein anderes Gesicht. Jetzt war er halt doch nur „der dumme Bauer“, zu dem ihn der Vater gestempelt hatte, und mußte sehen, wie man sich in den Studentkosten der Brüder arg verrecknet hatte, und das väterliche Gut bedenklich zusammengeschnitten war. Das wurmte ihn Tag und Nacht, kränkte und verdroß ihn bei jeder Arbeit, die ja doch nur zu einem kümmerlichen Leben verhelfen konnte. Und es ist der Neid kein so seltener Gast im Menschenherzen, daß er sich bei einem Unzufriedenen nicht auch einmal gegen die eigenen Brüder wenden konnte.

Hier war's der Fall. Immer mehr verbiß sich Bartel in das peinigende Gefühl, daß er nichts, die Brüder aber geachtete Männer seien, immer nader wuchs seine Mißgunst, immer düstere wurde sein ganzes Sein und Denken. Kein Mensch war ihm schließlich so zuwider, wie er sich selbst. Das war besonders zu der Zeit, als er seiner Militärpflicht genügt hatte und wieder ins Dorf zurückgekehrt war. Als Soldat — ja da war's doch noch was anderes! Da stellte er doch etwas vor, war ein „schneidiger Jäger“, wegen seines zuvorkommenden Wesens bei Kameraden wie Vorgesetzten beliebt und anerkannt. Aber jetzt — in dem Rest da? Da war er wieder nichts als „der dumme Bauer“ und noch dazu verdammt, es in Ewigkeit zu bleiben. Eine Stimmung kam über ihn wie zum Verzweifeln.

Da geschah's, daß der Grandauer Bartel sich nun öfters als nötig im Keller zu tun machte. Dort lag der junge Wein, der feurige Most, heuer besonders stark geraten und bald sein einziger Tröster. Wenn dann der Bartel endlich wieder aus dem Keller zum Vorschein kam, dann war er verdüstert, mürrisch und zu keiner Arbeit aufgelegt.

Tiefbetrübt sah solch schlimme Wendung die Mutter, kummervoll fragte sie sich nach der Ursache dieser Verirrung, schlaflos lag sie manche Stunde der Nacht: ihr jüngster und auch ihr liebster Sohn, auf den sie so hohe Stücke gehalten, war ihr auf Abwege geraten, aus einem vernünftigen, rührigen Menschen, dem sonst die Arbeit so stink und freudig von der Hand gegangen, war ein truntener Müßiggänger geworden. Vor dem Vater suchte sie als echte Mutter, die nie die Hoffnung aufgibt und auch ein gesundes Kind nie als verloren betrachtet, des Sohnes Treiben so lange zu verbergen, als es ging.

Es ging nicht lange: einem Jörg Michel Grandauer verheimlichte man nichts!

Eines Tages nach dem Mittagessen beschied er den Sohn barsch und kurz in seine Amtsstube. Das allein schon war ein Beweis, daß es sich um etwas



Außergewöhnliches handelte. Seine Amtsstube, jenseits des Hausganges den Wohnräumen gegenüber gelegen, war ihm ein Heiligtum, jedem Uneingeweihten verschlossen. „Frau und Kinder haben da nichts zu suchen — dort bin ich Bürgermeister!“ war seine Rede.

Aber jetzt stand sein Jüngster vor seinem Amtsstübchen wie ein Sünder.

„Du trinkst in der letzten Zeit mehr, als du vertragen kannst — das hat aufgehört! Verstanden?“ sprach er rauh und abgehakt, wie wenn er sich zu jedem Worte zwingen müßte, zum Sohne. Der knurrte etwas Unverständliches halblaut hervor, verstieg sich aber nicht zu offener Widerrede. Durch solches Murren nur noch mehr gereizt, schreit der Alte mit gerötetem Kopf: „Von heut an ist der Keller zu für dich — verstanden, Lump!“

Dies Schimpfwort trifft den Bartel tief. So hat er den Vater noch nicht gehört, er schrickt zusammen und wandt aus der Amtsstube hinaus. Aber auf die Dauer rührt ihn solch barsches Wesen nicht und bessert ihn nicht: nur trotziger ist er von heut ab und verschlossener. Einen Wortstreit dem Vater ins Gesicht? Nein, den wagt er nicht! Doch nur um so verbissener, mit um so stillerem Grimm beginnt von dieser Stunde an zwischen Vater und Sohn ein dumpfer, aber regelrechter Kampf ums — Kellerschloß!

Vor eine solche Riesenaufgabe hatte sich der Alte doch noch nicht gestellt gesehen. Alle seine Wachsamkeit, all seine Umsicht — umsonst! Und hätte er den Keller mit siebenfachen Schlössern verriegelt, ein einziger Billhieb öffnete dem Bartel, während der Vater Amtsgeschäfte aus dem Hause riefen, doch den Weg zu seinem Trostspender, dem Wein. Er mußte selber staunen über sich: in kurzer Zeit hatte er sich eine ganz merkwürdige Gewandtheit darin angeeignet — ein einziger Schlag, und das festeste Vorlagenschloß lag gesprengt zu Bartels Füßen.

Und nun mußte es der alte Jörg Michel Grandauer erleben, daß ihm das eigene Kind an sein innerstes Wesen griff — daran griff? — nein, daß der Sohn den ureigensten Charakterzug des Vaters, der ihn eben zum wahrhaften Meister seiner Bürger geformt hatte, völlig zerschanden machte. Der Alte, energisch und unbeugsam bis zum Starrsinn, gemohnt, daß man im Dorfe dem leisesten Wink von ihm gehorchte — gegen die Leidenschaft und Trunksucht seines Sohnes war er machtlos, wie ein Kind. Verhloß man ihm den Keller, so erbrach er ihn; verkaufte er den Vorrat seiner Weine bis zum letzten Tropfen, so fand der Sohn den Weg ins Wirtshaus und zu schlimmer Gesellschaft obendrein. Denn an Leuten fehlte es dort nie, deren Widerspruch Jörg Michel Grandauer einst gebrochen hatte, und die nun dadurch an ihm Rache nahmen, daß sie seine Ohnmacht im eigenen Hause beißend verspotteten, ihn zur Zielscheibe blöder Witze machten und den Sohn gegen den Vater hetzten.

So war's düster geworden im Hause des Bürger-

meisters. Da wurde ihm fast das Leben verleidet, gewiß aber sein Amt. Wie konnte er noch von ferne Stehenden Gehorsam fordern, wenn ihm dieser von seinem Nächsten verweigert wurde? So viele Hunderte hatten bisher seinem Augenwinke gehorcht. Wie sollten die es verstehen, daß er den eigenen Sohn nicht im Zaum zu halten vermochte? Begibt man sich nicht des Rechtes zu herrschen, wenn uns vom nächsten besten der Gehorsam mit Zug gekündet wird? Solche Widersprüche wußte er mit seinem Wesen nicht zu vereinen und gab den Bürgermeisterposten auf.

Schwerer noch lastete des Hauses Schmach auf Bartels Mutter. Treuherzig und gütig in ihrer tiefsten Seele, konnte sie es nicht fassen, wie ihr der Sohn so viele Liebe mit solchem Leid vergelten, wie er sein eigenes Glück so mit Füßen treten konnte. Oftmals ruhte ihr Auge, wenn er eine bessere Stunde hatte, fragend auf ihm, als müsse er sie verstehen. Aber er gewahrte nicht, wie sich die Mutter in Gram um ihn verzehrte, wie ihre sonst so frohen, braunen Augen immer matter, ihr Gesicht immer schmaler und bleicher, ihre Seele immer trauriger wurde, — er sah es nicht, von Leidenschaft gefesselt und verblindet!



Ein einziger Schlag und das festeste Vorlagenschloß lag gesprengt zu Bartels Füßen.

Da starb die Mutter. Ihr Tod verfehlte seine Wirkung auf Bartel nicht: ein letzter Rest von Lieb' und Klarheit lebte doch noch in ihm. Er hielt inne in seinem Treiben, wurde nüchterner und verjöhnte sich mit dem Vater.

Freilich — ein allzugroßes Vertrauen setzte dieser nicht auf dauernde Besserung. Immerhin war doch ein erster Schritt getan! Aber es war eigentümlich:



schwankend geworden in seinem Glauben zog sich der Alte wie auf sich selbst zurück, wurde noch wortreicher als zuvor, nachdenklich und mit scharfen Augen forschend. Wie aus einem Verstecke beobachtete er den Sohn auf Schritt und Tritt, mißtrauisch und neugierig zugleich, wie denn nun die Sache werden sollte.

Da fügte sich's, daß er aus Zweifel und dumpfem Hinbrüten erlöst wurde von einer Seite, von der er's am wenigsten erwartet hätte. Wie ein Frühlingshauch nach winterlicher Dual wehte es da noch einmal durch das Herz des Alten.

An einem wunderschönen Maiabend — inzwischen hatte man seit dem Tode von Bartels Mutter wieder einmal geherbstet und nach einem frühzeitigen überstrengen Winter sich eines desto lieblicheren Frühlingserfreut — an einem solchen Abend also kam Marianne, das bravste Mädchen vom Dorf, ins Bürgermeisterhaus hinüber. Sie stand mit Bartel in gleichem Alter, nur um ein paar Monate jünger, und hatte sich schon in den Kinderjahren am liebsten zu ihm als Spielkameraden gehalten. Um so näher war auch ihr des Nachbarnsohnes beklagenswerte Führung gegangen, und wenn die andern, hier leiser, dort lauter, doch niemals ohne geheime Schadenfreude für den „gestrengen“ Herrn Bürgermeister über „den Trinker“ zischelten, so hatte Marianne immer noch ein liebes, aus Klarheit und treuer Hingabe entspringendes Wort für ihren Bartel, den Genossen lieblich heiterer Tage aus ihrer ersten Jugendzeit. Und jetzt — welche Freude für sie! — jetzt war es ja besser geworden mit ihm, und besser r'cht zum mindesten durch ihren begütigenden, treulich zusprechenden Einfluß. O wenn sie auch noch den letzten Rest von allem Unehrehaften aus seinem Leben tilgen könnte, wenn Bartel wieder als aufrecht-klarer Mann vor ihr und aller Welt erschiene!

Von solchem Wunsche bejeelt ging sie zu Jörg Michel Grandauer hinüber.

Der saß, wie immer um diese Abendzeit, in seinem Lehnstuhl am Fenster, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bewundert schaute er auf, als Marianne eintrat, und betrachtete das schöne Mädchen mit freundlich-fragenden Blicken. Er war sichtlich erstaunt darüber, wie Marianne so unbeachtet von ihm in seiner nächsten Nähe zu solcher Lieblichkeit emporgediehen war. Ja — der Wirrwar im eigenen Hause hatte ihn um den Blick für die Freude im Nachbarhaus gebracht.

Aber nun war's für den alten Mann, als sei Jugend, Glück und Sonnenschein mit Marianne auf einmal wieder bei ihm eingelehrt. Er stand auf, reichte dem Mädchen die Hand und räumte ihm gleichfalls einen Platz am Fenster ein.

„Was bringst du mir, Marianne?“ fragte er sie herzlich, als es sonst in seiner Art lag.

„Vielleicht das volle Glück wieder!“ versetzte das jugendfrische Mädchen, durch den freundlichen Empfang schon unverzagter geworden. Und nun erzählte sie, freilich immer noch ein wenig befangen, wie sie

eigentlich schon lange zu ihm habe kommen sollen, wie Bartel sie darum gebeten, bei seinem Vater für ihn einzutreten, und wie sie trotz allem ihren Jugendgefährten seit der Kinderzeit lieb behalten habe. Und würde sie heute seine Frau, so vertraue sie sich wohl, Bartel auf dem rechten Wege zu erhalten.

Manch vernünftig Wort ward nun hin und her erwogen, Vertrauen und Zweifel tauchten auf und fanden in freundlicher Zwiegespräch schließlich Klärung. Da sich aber der alte Jörg Michel Grandauer sagen mußte, daß er selber niemals eine bessere Wahl für seinen Sohn hätte treffen können, so willigte er gerne ein, und schon nach weiteren sechs Monaten war Marianne Bartels Frau geworden.

Freilich, ganz unrecht sollte der Alte mit seinem Mißtrauen, das er doch niemals völlig zu unterdrücken vermochte, doch nicht bekommen. Zwar in den ersten fünf Jahren seiner Ehe trug Bartel ein leidlich erträgliches Wesen zur Schau. So viel wie früher trank er nicht mehr, er arbeitete auch feierte aber auch nicht selten ohne ersichtlichen Grund, kurzum, er tat alles wie einer, dem sein Schaffen nicht so die rechte Freude macht. Das aber ist ein Schaden für die Seele, und es erspriecht kein inneres Glück aus solchem Tun. Segen allerdings lag auch für den Grandauer Bartel in seiner Arbeit nicht. Wie oft verpaßte er nur den rechten Augenblick! Von der Ernte, deren sich sein Nachbar, freilich weitaus rühriger und umsichtiger als unser Bartel, zu erfreuen hatte, heimste er oft nicht die Hälfte ein. Immerhin gab er doch zu wirklichen Klagen keinen faßbaren Grund.

Bald fehlte es von neuem auch daran nicht mehr. Und merkwürdig! Wie einst der Tod der Mutter den Sohn zur Klarheit und Vernunft zurückgeführt so zog ihn jetzt des Vaters Hinscheiden wieder mit Verderben. Ein Glück für den alten Jörg Michel, daß er wenigstens das nicht mehr erleben mochte. Und gerade er sollte noch im Tode den äußeren Anlaß zu des Sohnes Rückfall geben.

Es war sein Begräbnistag! Seine studierten Söhne, die beiden Doktoren und der Professor waren herbeigeeilt, den Vater noch einmal lebend zu begrüßen und dann ihn zur ewigen Ruhe zu geleiten. Ein lechter, leuchtender Herbsttag war angebrochen, noch einmal erglänzte das schöne Frankenland vom Mainthal bis zum blauduftigen Kranze seiner Höhen hinauf in mildem Sonnenlicht: da trug man ihn hinaus den „Bauernkönig“, sein starkwilliges Herz hatte zu schlagen aufgehört. Und auch wer ihm im Leben Widerpart gehalten, heute gestand er gern: es war doch ein tapferes Herz, ein festgeprägter Sinn, eine seltene Charakterkraft, die da zur Ruhe kam!

So ehrte ihn denn auch das ganze Dorf noch einmal an seinem Grabe. Keiner schloß sich auch der auf fremde und eigene Ehre etwas hielt, und jeder war ergriffen von des Pfarrers Rede, jeder — nur der Bartel nicht! Er sah da die Brüder in ihrem vornehmen Auftreten, er sah sie gefeiert und geehrt von jedermann — er war der „dumme



Bauer". Ihn feierte man nicht; auf ihn sah niemand, und wenn doch, dann — mit schiefem Blick. Er war ja „der Mikratene“, „der Trinker“, „der verlorene Sohn“. Das stach ihm in die Seele. Und wieder stieg der alte Verzweiflungsmut, der Neid und Groll, die Unzufriedenheit in seinem Herzen auf. Ja! — ihn hatte man nichts werden lassen: er war „der dumme Bauer“.

Und noch am Abschiedstage der Brüder, und von diesem Tage an erst recht, suchte er im Weine Vergessen seines Glends. Den neuen Jammer hatte jetzt nicht Vater und Mutter mehr zu ertragen, jetzt ertrug ihn Marianne, sein Weib, mit ihren beiden Kindern, einem frischen Jungen und einem zart veranlagten Mädchen. Sie härmte sich ab in stillem Kummer: sie hatte sich doch in ihrem Bartel getäuelt, er war nicht mehr zu ändern!

Unheimlicher als je begann jetzt sein Treiben: bald war sein einziger Weg nur noch von einer Dorfschenke in die andere. Während tausend fleißige Hände sich auf Feld und Fluren draußen regten, sah er verbüßert in der Kneipe hinter seinem Mostglas, trieb alberne Pöffen und führte kindische Reden.

Zwar gab es auch jetzt noch Tage, ja Wochen, in denen er sich aufrüstete: dann suchte er durch einen Kriessleiß das Versäumte nachzuholen. In solchen Tagen war's, daß dann Marianne doch wieder neues Vertrauen zu ihm faßte. Vielleicht, daß er doch, wenn sie ihm freundlich zusprach, für immer auf der rechten Bahn verharrete! O was wäre das für ein Glück für sie gewesen!

So hatte er sich wieder einmal über vierzehn Tage wacker und tüchtig gehalten, da schien er eines Abends besonders guter Laune und gesprächig.

Marianne,“ begann er auf einmal, „ich habe mir die letzte Zeit her alles genau überlegt; aber es geht nicht mehr so, hier hab' ich, ich seh' es ein, zuviel versäumt; nun kann ich mich rackern und plagen, wie ich will, wir kommen doch nicht mehr auf einen grünen Zweig. Damit ist's hier aus, ich seh' kein Glück und keinen Stern mehr für uns. Weißt du was, Marianne, wir wollen's wo anders probieren, wo Tausende sich wieder hinaufgearbeitet haben, da wird's doch wohl auch uns gelingen! Marianne, wir gehen nach Amerika!“

Da erschrak die Frau in tiefster Seele: nach Amerika auswandern und sterben war für sie das selbe. Sie weinte, sie bat, sie flehte. Umsonst! Bartel war unerschütterlich in seinem Entschluß; die starre Willenskraft des Vaters schien in ihm zum Durchbruch gekommen. So könne es nicht weiter gehen, beteuerte er, lieber umkommen, als hier so weiter leben. Er habe manches schief angefaßt, das gebe er zu, aber mit Verachtung lasse er darum doch nicht vom nächsten besten auf sich blicken. Da drüben werde er ein anderer, das könne er ihr sagen, dort stehe er allein und auf sich selber angewiesen, von keinem argwöhnisch unlauiert und immer an die alten Dummheiten erinnert. Dort werde er, sie solle ihm doch glauben, wieder in sich gefestigt und

zu einem tüchtigen Mann. Es stecke, das wisse er ganz gut, eine Kraft in ihm, die hier noch gar nicht zur Verwendung gekommen sei.

Solchen Gedanken, bestimmt und mit Klarheit, dabei treuherzig und schlicht ausgesprochen, konnte sich Marianne auf die Dauer nicht verschließen. Sie sah dem Manne, zuerst noch überrascht, dann aber glückdurchströmt wie seit lange nicht, ins Gesicht und nickte ihm nur, ohne ein Wort zu sagen, zustimmend zu. Denn in diesem Augenblick hatte sie wie mit der Gabe einer Seherin durchschaut, daß sich eine gewaltige Umwälzung in seinem Innern vollzogen hatte. Wie ein Held und Sieger stand er vor ihr, der geliebte Mann: er hatte den Neid in seiner Seele niedergezungen und durch mannhafte Schaffen und Denken der letzten Tage die Treue seiner Jugend, den dennoch lauterem Kern seines innersten Wesens wiedergefunden. „Bartel,“ sprach sie, „wo du bist, da will auch ich mit meinen Kindern sein!“ Und kein Mensch auf Gottes Erde hätte sie in dieser weisevollen Stimmung davon abzubringen vermocht, daß sie mit ihrem neu erwachten Vertrauen zu dem Manne das einzig Richtige getroffen.

Andern Tags erzählte er ihr, wie er schon lange mit Vetter Philipp-Antoni in Milwaukee in Briefwechsel stehe. Dort lebten Tausende von angesehenen Deutschen und hätten es zu Glück und Wohlstand gebracht, und wie der Vetter selber sich bereits etwas Erkleckliches zurückgelegt, so habe er auch für ihn schon eine Stelle gefunden.

Da widerlegte sich Marianne nicht länger den Plänen ihres Mannes, der sich aus seiner Habe rasch die Mittel zur Auswanderung verschafft hatte. Nach Abzug der Reisekosten blieb noch ein Sümmechen als Zubuße für den ersten Anfang übrig.

Die Abreise war auf die ersten Oktobertage anberaumt, alle Anordnungen getroffen, Fahrt und Schiff, das Bartel mit den Seinigen hinübertragen sollte, schon festbestimmt. Nur ein letzter, entscheidender Brief von Vetter Philipp-Antoni mußte noch abgewartet werden.

Aber vergeblich! Man wartete — wartete — es kam kein Brief! Da verschiebt Bartel die Abfahrt und schreibt selbst noch einmal um Auskunft nach Amerika. Dringender hätte er seine Bitte nicht vortragen, eingehender alle Gründe nicht auseinanderzusetzen können: jetzt muß er doch abreisen, er hat ja seine letzte Habe schon zu Geld gemacht, um die Auswanderung zu ermöglichen. Und seinen Brief — den läßt er jetzt „einschreiben“: dann muß er doch ankommen!

Doch wieder vergehen Wochen, und wieder kommt keine Antwort von Milwaukee!

Statt dessen erhält Bartel vom Postamt der nächsten Stadt eines Tages den Auftrag, sich zu einer Besprechung dort einzufinden.

Am nächsten Morgen steht Bartel vor dem Postinspektor. Ob er an dem und dem Tage einen eingeschriebenen Brief nach Milwaukee aufgegeben habe, wird er gefragt.



„Nach Milwaukee? Ja, dahin schrieb ich einen Brief,“ ist Bartels Antwort.

„Diesen hier?“ fragt der Inspektor weiter und zeigt ihm ein vom Wasser verwaschenes Schreiben.

„Ja, das ist er, das ist mein Brief!“ erwidert der Gefragte überrascht.

„Dieser Brief,“ erklärte ihm nun der Inspektor, „ist mit dem Schiffe „Elbe“ untergegangen, an der holländischen Küste von Fischern aufgefangen und hierher zurückgeschickt worden. Wollen Sie ihn wieder, so steht er zu Ihrer Verfügung.“

Aber Bartel vermag die Hand nicht auszustrecken nach dem Briefe. Er wird blaß und rot und wieder blaß; es erfäßt den sonst doch kräftigen Mann ein Zittern, daß er sich niedersehen muß. Der Inspektor schaut ihn erstaunt und betroffen an.

„Warum ergreift Sie diese Nachricht so sehr?“ fragt er ihn endlich.

Aber es dauert lange, bis Bartel ein Wort hervorbringt; Minuten vergehen, da erklärt er dem Be-

er nun in Händen hält, nicht oft und nicht eindringend genug besichtigen. Immer und immer wieder dreht und wendet er ihn nach allen Seiten und Richtungen. „Brief, Brief, wenn du erzählen könntest, von all dem Entsetzlichen erzählen könntest! — Und wir sind gerettet — Gott — Gott — Marianne und meine lieben Kinder!“ ruft er heimwärts auf der Landstraße laut vor sich hin und achtet nicht auf die Begegnenden, die ihn anstarren und ihm kopfschüttelnd nachschauen. Der Mann ist ergriffen, ganz und gar, und er kommt nach Hause und herzt und küßt Weib und Kinder mit noch nie so tief empfundener Innigkeit.

„Kinder, Kinder — Marianne, wir bleiben hier in der Heimat, wir gehen nicht nach Amerika!“ jubelt er in tiefer Herzensseligkeit. Und Marianne weint und lacht und weint wieder an der Brust des Mannes, den sie noch niemals so ergriffen sah und niemals noch so herzlich lieb hatte, wie in diesem Augenblick.

Gleich in den nächsten Tagen aber kauft der Grandauer Bartel von dem Auswanderergeld zwei stattliche Kasse, dazu auch die Kiesgrube vor dem Dorfe draußen. Auf die hatte er's schon lange abgesehen! Und die Kiesgrube wird ihm unter nie rastender Arbeit zur Goldgrube, sein männlich-tapferes Schaffen wird ihm und Weib und Kind zum heiligsten Glück der Erde, und es hat von dieser Stunde an in meinem Frankendorf keinen Mann mehr gegeben, so rührig, so nüchtern und so voll Arbeitsfreudigkeit wie meinen Grandauer Bartel.

### Der gescheite Bub.

„Jez sell ich scho so!“ konnte man den Hirschwirt in Waldbetten täglich einigemal sagen hören, „min Bueb ich d'r gschiteste uf mit und breit, und daß er 's Gras mit wasche hört, ich alles. Einfach; über min Sepple goht nüt.“

Und wenn er das sagte, der Hirschwirt, dann stand er gewöhnlich in seiner ganzen Größe, und die war nicht unbedeutend, mitten in die Stube, drückte das ansehnliche Bäuchlein noch besser heraus, als gewöhnlich, und wackelte mit dem Kopf, an dem eine lange Habichtsnase und pfiffig in die Welt blickende Augen so ziemlich die vornehmsten Zierden waren.

Der g'schiteste Bueb aber war zwölf Jahre alt, ziemlich groß für sein Alter, und da er natürlich in keinem schlechten Futter stand, auch ganz hübsch pausbäckig und stämmig.

Seine vom Vater so gerühmte Gescheitheit offenbarte er an schönen Winterabenden, wo er den Gästen die Ritter- und Räubergeschichten, die er mit Vorliebe las, so lebendig zu erzählen wußte, daß sie hübsch sitzen blieben bis elf Uhr, was natürlich der Klasse des Vaters zugute kam.

„Din Bueb cha's,“ sagten sie dann beim Heimgehen zum Hirschwirt, und selbst der Nazibauer, der doch sonst für nichts Interesse hatte, als für die Speckseiten, die dahinein so einladend und „glänzend“



„Kinder, Kinder — Marianne, wir gehen nicht nach Amerika!“

amten: „Die „Elbe“ war das Schiff, das mich selbst mit Weib und Kind nach Amerika bringen sollte. Alles war festgesetzt, und nur durch einen Zufall wurde die Abfahrt verschoben. So hat uns Gott vor sicherem Tod bewahrt!“

Und auf dem Heimweg stellt sich Bartel all den unsagbaren Jammer, die herzerreißende Todesangst der vielen Unglücklichen vor, die auf Glück und eine bessere Zukunft hoffend auf dem untergehenden Schiffe um ihr blühendes Leben rangen. Und er kann den Brief, den ihm der Inspektor zurückgegeben und den



im Kämi hingen, hielt den Sepple für einen Wunderbuben.

Und: „So isch's rächt, Sepple,“ belobte ihn je-  
weils der Vater nach Abgang der Gäste, „so isch's  
rächt, verzell nur rächt und mach dini Gschpäkli,  
daß die Bursche do blibe und rächt susse, bigotts. De  
chajcht mit nit mehr verdiene.“

Und der Sepple war ein sehr gelehriger Schüler  
in diesem Fach. Noch nicht fünfzehn Jahre alt, wurde  
er ein Meister nicht nur im Erzählen, sondern auch  
im Kartenspielen und — Trinken und verführte durch  
sein Beispiel die ganze männliche Jugend des Dorfes.

„Der Sepple isch zuem Wirt wie gibore,“ sagte  
dann der Hirschwirt zur Bärbel, seiner Frau. „De  
kennt sich us im Wurschtkeffel und weiß d' Lüt  
a'locke, bigotts, aß es e Freud isch.“

„s war' alles rächt, Mathis,“ gab dann die Mutter  
zurück, „wenn er nur nit selber so arg ins Trinke  
schöm derbi. Aber er sußt so scho wie en Alte, so  
was sag i? Er sußt sogar der Scherpeterli unter  
d'r Tisch und de cha's doch, wie kein. Ich weiß nit,  
Mathis, ob des zuem e gueten End' süehet.“

„Schwäz nit so eifältig, Bärbel. Dr Sepple  
isch en Burscht, g'chit, wie's kein zweite git. Er  
weiß, was er tuet, und wenn er au sußt, he nu, mir  
vermöge's, und anderi susen au und bringen uns  
's Geld ins Hus, des isch doch d' Hauptsach,  
bigotts.“

Die Befürchtungen der Mutter sollten aber in der  
Folgezeit ihre Rechtfertigung finden. Der Sepple  
wurde immer toller und ausgelassener, war selten  
mehr nüchtern, er suchte nun sein Vergnügen mehr  
answärts und trug das Geld, das er seinem Vater  
früher durch sein „Talent“ eingebracht, in die Fremde  
und noch viel mehr dazu, kurz, im Vertun wurde  
er ein Meister, im Verdienen aber immer weniger;  
denn die Arbeit haßte und fürchtete er wie das Feuer.

„Ja, so, Sepple,“ sagte jetzt der Hirschwirt, „cha's  
bigotts nit länger furtgoh, sunst chumm i um Hus  
und Hof bigotts! Es ischt e Sünd und e Schand,  
wie du 's Geld verpukischt. Sepple, i bitt di, tue  
e weng g'mach.“

Der Sepple aber, der gerade „im besten Zug“  
war, wollte vom G'machtun natürlich nichts wissen,  
und so gab es zwischen ihm und dem Vater Zer-  
würnisse, die zuletzt in Tätlichkeiten ausarteten, wo-  
bei der Sepple nach dem Recht des Stärkern den  
Vater einmal ganz unglimpflich in die Einsenke warf.

„Jez isch's us,“ sagte der Vater, „du chunnst mir  
nimmi unter d' Auge, daß du 's waischt. Du schnürst  
d'r Bündel und chunnst mer nimmi ins Hus. Des  
schli mir no, bigotts, daß i mi vo mim Bueb müest  
schla lo, bigotts. Us isch's, us isch's, mer sinn  
g'schiebe für alli Bite, i ha kei Sohn meh, i chenn  
bi nimmi, und wenn d' nit uf der Stell gohsch,  
loß i d' Gendarme hole, aß si dir d'r Weg zeige,  
aß du 's waischt. Ich bi Herr im Hus und nit du!“

Der Sepple ging, und weil er immerhin des Hirsch-  
wirts Sohn war, gab man ihm Arbeit in der großen,  
im Orte befindlichen Gerberei.

Anfangs tat er auch gut, dem Vater z' Trost, wie  
er sagte. Aber allmählich wich dieser Trost, er zog  
das Blauenmachen vor, verführte auch andere dazu  
und so wurde er entlassen und brotlos.

In der Not nahm er Zuflucht bei der Mutter,  
die ihm in Abwesenheit des Vaters auch half, soviel  
sie ohne dessen Wissen vermochte. Eines Tages aber  
überraschte dieser den Sepple in der Küche, als er  
sich gerade an einem Hohrückenstück gütlich tat.



Feuerwehr und Spritzen bewegten sich nach dem Hirschen.

„Was,“ schrie der Hirschwirt, „du bischt do, du?!  
Was heisch du do z' tue? Han i dir nit 's Hus  
verbotte. Uf der Stell packst di, oder i loß di dur  
d' Ghnechte nuswerfe!“

„Sei doch nit so unvernünftig, Mathis,“ bat  
Sepples Mutter. „Er het doch kei Arbet und kei  
Brot, und verhungere cha men e doch nit lo.“

„Nus, sag i, nit wie nus. I ha kei Sohn meh,  
us isch's, us isch's mit uns zwei, bigotts!“

„Und wenn du kei Sohn me heisch,“ sagte Krebsrot  
vor Horn der Sepple, „so han i au kei Batter meh,  
de wirsch's erfahre. De heisch mi jedefalls 's lezt-  
mol us em Hus g'jagt,“ und die Türe zuschlagend,  
daß die Fenster zitterten, machte er sich von dannen.

„Fürjo! Fürjo!“ hörte man aber in jener Nacht in  
Waldstetten schreien. Feuerwehr und Spritzen be-  
wegten sich nach dem Hirschen, der lichterloh brannte.  
Wohnhaus und Ökonomiegebäude fielen in Schutt  
und Asche. Verzweiflungsvoll, in Schlappschuhen  
und nur mit einer Hose bekleidet (er hatte keinen  
Rock, ja kaum das Leben retten können), stand der



Hirschwirt auf dem Brandplatz, höhnisch lachend der „g'schit Sepple“ ihm gegenüber.

„Han i der's nit g'sait,“ sagte er, „daß du mi nimmi musjagst! Jez muesch selber froh si, wenn d' näume unters Dach chunnst, und wirsch g'schpüre, wie's tuet, wemme kei Heimet het.“

„Und du bisch's gfi, du bischt der Brandstifter und sunscht kei Mensch,“ entgegnete wütend der Hirschwirt.

„Frill, jo frill bin i's gfi,“ sagte lachend der Sepple, „i leugne's gar nit, und gern, ganz gern gang i ins Buchhus, dir zuer Schand, du Nabevatter.“

Seinem Wunsche wurde entbrochen. Er erhielt vier Jahre. Aber der Hirschwirt geht seither herum wie ein Gespenst. Anfangs hatte er den Sepple verflucht, aber allmählich hatte doch das Gewissen an ihm zu arbeiten begonnen und ihm laut und eindringlich gesagt, daß er, er allein die Schuld an Sepples Verkommenheit trage.

Ein Kind, das von Jugend auf in einer Wirtshaft lebt, als Kundenfänger dienen muß und in allen Schlichen und Ränken der Habgier und Gewinnucht unterrichtet wird, kann nimmermehr geraten, und wer mit dem Feuer spielt, kann leicht davon erfaßt und verbrannt werden.

### Strafe muß sein!

Humoreske von A. Theinert.



„Hochwürden, der Postbote hat einen Korb gebracht.“

„So? — Na, dann sehen Sie nur mal nach, was drin steckt, Babette.“

Der am Schreibtisch sitzende Kaplan legte die Feder hin und schaute erwartungsvoll seiner an dem Korbe herum-bastelnden Haushälterin zu, bis diese eine stattliche Gans zutage förderte und ihrem Herrn zur Inspektion hinhielt.

Der betastete mit kundigen Fingern die sauber gerupfte Brust des Vogels. Dem behäbigen geistlichen Herrn mit dem Doppeltinn und den kleineren Auglein sah man's an, daß er einen guten Braten zu würdigen wußte.

„Ein Brächterexemplar, Babette,“ schmunzelte er. „Das Geschenk kommt gerade recht für unsern Weihnachtstisch.“

Die Haushälterin schüttelte bedenklich den Kopf. „Der Poststempel datiert von vorgestern,“ bemerkte sie. „Die Beförderung des Korbes hat sich verzögert.“

„Ja, meinen Sie, das Fleisch könnte bis Weihnachten verderben?“

„Sehr wahrscheinlich bei dem milden Wetter. Jetzt ist's gerade im richtigen Stadium und ein Staatsessen gäb's, wenn ich's Ihnen heute vorsetzen könnte.“

„Heute? — Aber Babette! Heute haben wir ja Freitag, und noch dazu den Freitag der letzten Adventwoche,“ protestierte der Kaplan.

Er stand auf und ging an im Zimmer hin und her zu schreiten, und jedesmal, wenn er bei der auf einem Seitentisch abgelegten Gans vorbeikam, schnüffelte er hörbar.

„Die wird verderben, ich glaub's selber,“ murmelte er vor sich hin. „Schade, jammerschade! Sollte ohne Verzug zubereitet werden — gebraten kann man sie ja aufbewahren.“

Den Nachsatz hatte Babette nicht mehr gehört, sie war schon vorher mit der Gans aus der Stube geschlüpft.

Der Kaplan setzte sich wieder an den Schreibtisch und nahm die unterbrochene Ausarbeitung seiner Predigt auf, aber er kam nicht recht vom Fleck damit; seine Ideen waren ein wenig durcheinandergeraten. Als er sich darüber ertappte, einmal „die Gänse Agyptens“ anstatt „die Fleischtopfe Agyptens“ geschrieben zu haben, ließ er lächelnd die Feder fallen und lehnte sich zurück in die Polster des bequemen Sessels. Fünf Minuten später war er sanft eingeschlummert.

Er schlief den Schlaf des Gerechten und er hatte einen Traum: Er saß an seinem Eßtisch, die Serviette unterm Kinn, und behandelte mit dem Verständnis des gewiegten Kenners die saftig gebratene Gans.

Mitten im besten Schmausen erwachte er. Die Tür nach dem Flur stand halb offen, und durch den Spalt strömte ein Duft herein, so delizios, daß dem guten Manne das Wasser im Munde zusammenlief. „Aha,“ seufzte er, „Babette ist damit beschäftigt, die Gans vor dem Verderben zu retten. Wäre ich doch nicht aufgewacht! — Wie spät mag's nur sein?“ Er zog die Uhr aus der Tasche. „Was, schon drei Uhr?“

Drei Uhr war die Tafelstunde im Pfarrhaus, und da steckte denn auch Babette, die Pünktlichkeit selber, eben den Kopf herein und meldete, es sei angerichtet.

Der Kaplan erhob sich, durchschritt die Stube,



kreuzte den engen Flur und betrat das jenseits gelegene Esszimmer. Ah, welcher Geruch! Vergeblich bemühte er sich, eine gestrenge Miene zu zeigen.

Die Haushälterin hob den gewölbten Deckel von der auf dem Tische stehenden ovalen Schüssel, und da lag die Gans, goldig braun und dampfend.

Eine helle Röte huschte über das Gesicht des geistlichen Herrn, dann wurde es blaß und zuletzt schier blau unter dem Einfluß der rasch wechselnden Stimmungen.

„Babette! — Babette!“ rief er in vorwurfsvollem Tone.

„Aber Hochwürden haben mich doch geheißt, die Gans zu braten.“

„Zu braten — hm — ja — aber —“ Er vollendete den Satz nicht.

O, diese Weiber! Die alte Eva in ihnen läßt sich nicht austreiben. Seit Jahren lebte Babette nun schon im Hause eines frommen Mannes, der immer bestrebt gewesen war, ihr den rechten Pfad zu weisen, und jetzt so etwas! Wie hatte sie's nur über sich gewinnen können, ihrem gütigen Herrn mit einer solchen Versuchung zu nahen?

Der Kaplan setzte sich, aber ohne Kampf wollte er nicht unterliegen.

„Was gibt's denn sonst noch?“ fragte er ziemlich kleinlaut.

„Etwas anderes habe ich nicht gekocht, Hochwürden.“

„O! Davan haben Sie aber sehr unrecht getan.“

Er sprach aus vollster Überzeugung, denn schließlich muß ein gesunder, sein Recht verlangender Magen, wenn ihm kein Fleisch geboten werden darf, doch mit irgendeiner andern soliden Nahrung zufriedengestellt werden. Ein Doppeltunn gedeiht nicht von Wasser und Brot.

„Wirklich unrecht, sehr unrecht, Babette!“ wiederholte der Kaplan, während er, anscheinend unbewußt, Messer und Gabel in die Hände nahm.

Die weitere Entwicklung der Dinge wurde plöblich gestört: die Glocke an der Haustüre ertönte. Babette eilte hinaus, zu sehen, wer da sei und übertrug ihren Herrn in der nächsten Minute mit der Meldung: „Seine Reverenz!“

Seine Reverenz war der in der Stadt residierende Bischof.

Der Kaplan fuhr in die Höhe wie elektrifiziert. Die Haushälterin sah, daß die Gabel in der Gans steckte. Soviel Fortschritt war während ihrer kurzen Abwesenheit also doch gemacht worden.

Sie haben Reverenz ins Studierzimmer geführt; gut, ich gehe sofort hinüber. Selbstverständlich bleibt die Türe hier zu, solange der hohe Herr im Hause weilt.“ Damit trat der Kaplan auf den Flur.

„Aber wollen Hochwürden nicht erst die Serviette abnehmen?“ mahnte Babette.

Der Kaplan schaute an sich herunter und machte ein verdurtes Gesicht. Wahrhaftig! die Serviette hing über der Weste. Wie war sie dorthin ge-

kommen und warum, wenn doch nichts als der verbotene Gansbraten auf dem Tische stand? Sonderbar, sehr sonderbar!

Der Bischof war ein liebenswürdiger Vorgesetzter, aber er hielt auf Disziplin in seiner Diözese.

„Eine traurige Veranlassung führt mich zu Ihnen,“ begann er, nachdem die beiden Herren sich begrüßt hatten. „Der Maurer Bertoni, der in Ihrem Sprengel, Paulstraße 14, wohnt, ist vor einer halben Stunde von dem Gerüst des Neubaus am Paradeplatz gestürzt und hat schwere innere Verletzungen erlitten. Der Mann dürfte den Tag kaum überleben. Es wundert mich nur, daß man Sie noch nicht gerufen hat. Bringen Sie ihm und den Seinen die Tröstungen unsrer Kirche.“

„Ich gehe sofort,“ erklärte der Kaplan, rührte sich aber nicht vom Fleck.

Der Bischof warf ihm einen fragenden Blick zu.

„Ich wollte — wollte Euer Reverenz nur den Vortritt lassen — wollte —“

„Nicht doch, wenn's Ihnen recht ist, warte ich Ihr Wiederkommen ab. Um fünf Uhr findet ganz in der Nähe hier, in den oberen Sälen der »Krone«, eine Versammlung christlich gesinnter Jünglinge statt, der ich beizuhören möchte. — Sie sind wohl so freundlich, mir inzwischen einen Bissen Brot vorsetzen zu lassen. Seit sechs Stunden bin ich auf den Beinen und habe in dieser Zeit keine Gelegenheit gehabt, etwas zu essen.“

„Gewiß, gewiß! Ich werde Babette darüber verständigen.“

„Gar nicht nötig. Babette kennt mich ja und wird schon für mich sorgen. Zögern Sie nur jetzt nicht länger, den armen Bertoni aufzusuchen.“

Die Herren traten auf den Flur hinaus. Der Kaplan zog den Überrock an und nahm den Hut vom Haken. Der kurzen Weisung an Babette, für Reverenz einen Imbiß herzurichten, hätte er gern ein paar vertrauliche Worte beigefügt, aber das war in Gegenwart des Bischofs unmöglich, und so machte er sich dann mit bangem Herzen auf den Weg nach der Paulstraße.

Die Haushälterin wollte den unverhofften Gast zunächst ins Studierzimmer zurückkomplimentieren, der aber wandte sich nach der entgegengesetzten Seite.

„Ich weiß Bescheid im Hause,“ sagte er freundlich. „Bringen Sie mir, bitte, Brot und Käse und ein Glas Wein, das genügt.“ Er öffnete die Tür zum Esszimmer und überschritt die Schwelle.

Entsetzt prallte er zurück. Was? — auf dem Tische eines der ihm unterstellten Priester Gansbraten an einem Freitag und noch dazu in der Adventszeit — unerhört! Er schaute sich nach der Haushälterin um, die aber war verschwunden, sie mochte gefürchtet haben, auf der Stelle exkommuniziert zu werden.

„Eva! Eva!“ murmelte der Prälat, dann trat er an den Tisch heran und gewahrte die Gabel in der Brust des Vogels. „Auf frischer Tat ertappt, aber noch keinen Bissen gegessen. Wunderbare Fügung,



daß ich gerade im kritischen Moment hierherkommen mußte."

Der Bischof setzte sich. Verschnittenes Brot stand ihm zur Hand. Er brach davon und aß ein paar Brocken, doch das befriedigte den starken Appetit nicht. Ob Babette ihm etwas Herzhafteres bringen würde? Er hatte freilich nur von Brot und Käse gesprochen, dabei hatte ihm aber doch die Vision einer Omelette vorgeschwebt. Eine Omelette ist ein



Ein Schwacher, halb gurgelnder, halb zischender Laut, und dann das Klappern des Bestecks auf dem Teller.

unschuldiges Gericht zu jeder Zeit und doch wohl-schmeckend und nahrhaft.

Der Bischof wartete eine Weile, aber Babette blieb unsichtbar. Ihm war's erbärmlich flau im Magen, und da, dicht vor seiner Nase, dampfte die Gans. Mit heftigem Ruck zog er die Gabel aus dem saftigen Fleische.

"Dem Kaplan gehört eine Lektion," murmelte er, "aber wie sie am eindri-lichsten erteilen?"

In Gedanken versunken beugte er sich über den Tisch, wie wenn er die Gans hätte ins Vertrauen ziehen, sie um Rat fragen wollen.

"Jrgend etwas muß geschehen," entschied er endlich, "die Strafe soll dem Vergehen angepaßt werden!"

Er nahm das Traudhirmesser auf und prüfte dessen Schärfe, dann griff er auch nach der vorhin abgelegten Gabel.

"Es geht nicht anders, der Strafvollzug wird mir durch die Umstände aufgezwungen. Ich allein in dieser Diözese bin kompetent, einen Fastendispens zu erteilen, und den erteile ich hiermit, kraft meines Amtes, mir selber."

Ein schwacher, halb gurgelnder, halb zischender Laut, und dann das Klappern des Bestecks auf dem Teller.

Nach Verlauf einer Viertelstunde stand der Bischof auf. "Das Ganze kann ich leider nicht bewältigen," sprach er vor sich hin, "aber ich habe mein mög-lichstes getan. Die Verjuchung ist abgeschwächt worden, die saftigsten Stücke des Bratens sind be-seitigt." Ohne die Haushälterin gerufen zu haben, verließ er Zimmer und Haus.

Gegen fünf Uhr kam der Kaplan zurück und wurde von Babette im Flur empfangen.

"Ist Seine Reverenz gegangen?" fragte er.

"Ja, der hohe Herr ist fort, und er hat die Gans mitgenommen."

"Die Gans mitgenommen?"

"Das meiste und Beste davon, er hat's gegessen."

— "Wie unrecht von ihm."

"Unrecht? O, nein," erwiderte der Kaplan trau-rig und resigniert. "Ein Bischof hat die Vollmacht, Fastendispens zu erteilen, auch sich selber."

"Wie schade, daß Hochwürden noch nicht Bischof sind. — 's ist eine gar so stattliche, delikate Gans gewesen," lamentierte Babette.

"Gewesen!" seufzte der Kaplan.

### Der Türke.

Ein würdiger langbärtiger Türke, reich gekleidet, wollte zu Konstantinopel an einer Straßenecke den wohlgepickten Geldbeutel ziehen, um sich ein Glas Limonade zu kaufen. Aber da merkte er, daß er die Börse verloren hatte. Der würdige Türkenwahr, als echter Moslem, verzog keine Miene. Er krenzte die Arme über der Brust, neigte sich dreimal gegen Osten und sprach: "Allah sei gepriesen. Allah hat es gewollt." Überdem kam ein armer Teufel eilends hinter ihm her und überreichte ihm den Geldbeutel, den er gefunden hatte. Der Türke nahm den Gegenstand würdevoll in Empfang, neigte sich dreimal gegen Osten und sprach: "Allah hat es gewollt. Allah sei gepriesen." Damit war aber der redliche Finder nicht zufrieden. Er verlangte seinen Badschisch, sein Trinkgeld, und das von Rechts wegen. Der andere aber war ein Geizhals. Er machte schweigend links um und wollte weitergehen. Der Finder trottel neben ihm her, hielt die Hand hin und forderte seinen Badschisch. Der Geizhals blieb endlich stehen, sah den armen Teufel an und sprach: "Du bekommst nichts. Allah hat es nicht gewollt. Allah sei ge-priesen." Das leuchtete dem Redlichen immer noch nicht ein. Er ging zum Schimpfen über und drohte mit Schlägen. Darüber kam ein Polizist herbei und nahm den Armen ohne weiteres am Kragen und brachte ihn nebenan auf die Wache, wo er sofort zwölf Hiebe aufgemessen bekam. Der würdige Türk schaute ihm sinnend nach und murmelte vor sich hin: "Nun, mein Freund, hat es Allah gewollt? Allah hat es nicht gewollt. Sein Name sei gepriesen siebenmal."

In der türkischen Religion liegt doch ein großer Trost.



# :: Getränk und Gesundheit ::

Ein Wort an alle, die ihre Gesundheit schätzen.

Ein Getränk für den täglichen Gebrauch muß vollkommen unschädlich sein.

Der moderne Mensch schätzt seine Gesundheit als kostbarstes Gut. Warum soll er sie unnütz gefährden durch den gewohnheitsmäßigen Genuß von Getränken, die der Gesundheit nachtheilig werden können?

Er hat um so weniger Anlaß dazu, als es ein Getränk gibt, das alle Forderungen der Gesundheit und des Geschmacks erfüllt. Dieses vorzügliche Getränk zu schaffen haben sich Wissenschaft und Industrie mit Glück und Erfolg vereint. So ist „Kathreiners Malzkaffee“ entstanden, der heute schon das tägliche Getränk von Millionen Menschen ist.

## Der echte „Kathreiners Malzkaffee“.

Vor nahezu 20 Jahren hat „Kathreiners Malzkaffee“ seinen glänzenden Siegeszug begonnen, und erobert sich immer



Im Schacht.

mehr die Gunst und Wertschätzung aller Bevölkerungsklassen. Immer mehr werden seine mannigfachen Vorzüge erkannt, immer stärker wächst die große Zahl seiner Freunde und Anhänger.

„Kathreiners Malzkaffee ist sehr bekömmlich.“

Bedeutende Ärzte und Männer der Wissenschaft haben seine Vorzüge festgestellt, Hunderttausende haben sie lange



Bei der Ernte.

erprobt. Es ist eine immer wiederkehrende Erscheinung, daß Leute, die „Kathreiners Malzkaffee“ regelmäßig täglich trinken, sich dabei außerordentlich wohl und frisch fühlen; sie bedauern nur, „Kathreiners Malzkaffee“ nicht schon früher kennen gelernt zu haben.

## Schmeckt vorzüglich.

Warm genossen ist „Kathreiners Malzkaffee“ zu jeder Tageszeit das allerbeste Hausgetränk; kalt dagegen bietet er im Sommer



„Bitte noch ein Täßchen.“

eine vorzügliche Erfrischung daheim und bei der Arbeit. Er hat auch den besonderen Vorzug, daß er bei jeder Temperatur seinen würzigen Wohlgeschmack behält.



### Für Mütter und

Diese seltenen guten Eigenschaften machen „Kathreiners Malzkaffee“ auch den Müttern besonders lieb, denn wenn die Kinder keine Milch mehr mögen,



In der Familie.

### Kinder unentbehrlich.

was ja häufig vorkommt, so genügt ein Zusatz von „Kathreiners Malzkaffee“, dann schmeckt den Kindern die Milch wieder.

### Das echte Paket.



### Nur in Paleten.

„Kathreiners Malzkaffee“ kommt niemals lose ausgewogen in den Handel wie viele andere Kaffee-Surrogate. Welch großer Vorzug! Man bedenke, daß solche in Säcken verpackte Waren

oft lange in Läden und Vorratsräumen lagern und dabei Verunreinigungen durch Staub usw. ausgefetzt sind, ganz abgesehen von den mannigfachen Gerüchen, die sie dabei annehmen können.

### Epart Geld.

Zum Volksgetränk im besten Sinne des Wortes macht „Kathreiners Malzkaffee“ besonders sein billiger Preis. „Kathreiners Malzkaffee“ wird in ganzen, halben und viertel Paleten verkauft. Ein Viertelpaket kostet nur 10 Pfennig.

### Zubereitung von „Kathreiners Malzkaffee“.

Besonders zu beachten ist noch, daß „Kathreiners Malzkaffee“ seinen würzigen Wohlgeschmack und sein feines Aroma nur dann voll entwickelt, wenn er richtig zubereitet wird. Auf jedem Paket stehen genaue Kochvorschriften, welche die Hausfrau sorgfältig beachten muß.

### Eine Gefahr für das Publikum!

Aber kein anderes Kaffee-Ersatzmittel, auch kein anderer Malzkaffee kommt „Kathreiners Malzkaffee“ an Gemüthwert, Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit gleich. Man weise deshalb im eigenen Interesse alle Nachahmungen zurück, verlange ausdrück-



lich „echten Kathreiners Malzkaffee“ und achte darauf, daß sich auf dem Paket, dessen Ausstattung ja allgemein bekannt ist, das Bild und der Name des Pfarrers Kneipp und die Firma „Kathreiners Malzkaffee-Fabriken“ befinden. Nur so kann man sich vor Schaden und vor Enttäuschung schützen.

Ein Versuch wird auch Sie überzeugen!



## Etwas von den Wasserkraften.

Eine Standrede.



sicht auf den Affentaler war verlockend, aber es ging absolut nicht. „Ich weiß es nicht,“ stieß er endlich nach fünf Minuten angestrengten Nachdenkens hervor.

„Ich will Euch die Lösung meines Rätsels nun selber geben,“ sagte der Hinkende. „Ich zeigte Euch hier schwarze Diamanten und weiße Kohle. Das sind die beiden Schlagwörter, unter deren Einfluß unsere Technik gegenwärtig steht und die ihr wohl auch noch für das nächste Jahrhundert das Gepräge geben werden. Schwarze Diamanten, hier seht Ihr sie. Der Peter Fritz wird natürlich behaupten, daß es doch Kohle wäre. Aber diese Kohle hat sich der Menschheit so außerordentlich wertvoll und nützlich erwiesen, hat recht eigentlich erst die Menschheit aus den zermürbenden Fesseln schwerer mechanischer Arbeit befreit, daß die Menschen nun ihrerseits ihren Dank bezeugen mußten. Sie befaßten sich, daß

ja Diamant und Kohle stofflich dasselbe sind, das eine die kristallisierte, das andere die unkrystallisierte, d. h. gefügelose oder mit griechischer Bezeichnung die amorphe Form des Kohlenstoffes und in jener poetischen Stimmung, die auch die Wunderwerke unserer modernen Technik bisweilen auslösen, gaben sie dem nützlichen Brennstoff den Ehrentitel des schwarzen Diamanten. Und selbst dieser Name erscheint noch gering, denn ohne die weißen Diamanten wäre die Menschheit heut wohl ebenso weit, wie sie es tatsächlich ist. Nur einige Worte und Raubanfänge und blutige Kriege weniger wären am Ende zu verzeichnen. Aber ohne die Kohle steckten wir auch heut noch sehr wahrscheinlich in der Unfreiheit vergangener Jahrhunderte. Die schwarzen Diamanten, d. h. die Kohlen, ermöglichten das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, der Eisenbahnen und Dampfschiffe. Darum schürften Hunderttausende fleißiger Menschen das köstliche Gut tagtäglich aus der Tiefe und fördern es zutage, damit die Maschinen arbeiten und die Menschen ruhen können. So groß wurde der Bedarf, daß man ernstlich mit der Erschöpfung unserer Kohlenlager zu rechnen begann, daß man in schweren Träumen an den Tag dachte, da das letzte Stücklein Kohle aus der Erde geholt sei, da die Menschen wieder selbst alle Arbeit tun müßten. Da aber, da entdeckten wir . . . Nun Peter Fritz, da entdeckten wir, was hier in dem Glas ist, nämlich . . .“

„Wasser,“ platzte der Peter Fritz heraus.

„Ihr lernt es nicht,“ fuhr der Hinkende fort, „da entdeckte man die weiße Kohle, das Kraftwasser.“

„Aber das ist doch gar keine Kohle, das ist doch Wasser,“ schrie der Peter Fritz ganz entrüstet.

„O du frommer und getreuer Knecht,“ murmelte der Hinkende. „Gewiß ist es Wasser, aber das fließende, strömende und fallende Wasser, das heißt das Kraftwasser, ist der Kohle gleichwertig. Es liefert uns ebenso wie die Kohle Bewegung, Licht und Wärme, und daher hat man ihm aus derselben poetischen Stimmung heraus, die die Kohlen selbst

Peter Fritz,“ sagte der Hinkende, als sie wieder beim Löwenwirt versammelt saßen, „ich weiß, Ihr seid ein Mann von Geist, Genie und vielen andern Gaben. Ich will Euch ein Rätsel aufgeben, und wenn Ihr es richtig löst, so soll es mir auf einen Extrahoppen nicht ankommen. Ich will Euch hier Diamant und Kohle auf den Tisch legen, und wenn Ihr mir sagt, was von beiden Dia-

mant und was Kohle ist, so sollt Ihr das Rätsel gelöst haben. Aber erst, Löwenwirtin, bringt mir einmal ein Glas Wasser!“

Die Löwenwirtin ging den Auftrag auszuführen. Der Hinkende aber erhob sich selbst, ging zur Ofenbank und kratzte mit dem Krückstock einige Stücke schwarzer Steinkohle zusammen. Die nahm er mit und legte sie auf den Tisch, just als die Wirtin das Glas Wasser daneben stellte. Der Peter Fritz machte große Augen.

„Ich bin doch neugierig, wo der Hinkende an Diamanten gekommen ist,“ flüsterte er dem Löwenwirt zu. Der Hinkende hatte es sich inzwischen auf seinem Lehnstuhl wieder bequem gemacht.

„Nun ratet, Peter Fritz,“ rief er jetzt, „ratet, wo ist die Kohle und wo der Diamant? Um Euch das Raten zu erleichtern, will ich Euch sagen, daß alle beide ungewöhnliche Farbe haben.“ Peter Fritz sah sich erstaunt im Kreise um. „Ich verstehe Euch nicht,“ begann er dann. „Die Kohle ist ja da. Die liegt ja hier auf dem Tisch, und ich kann nicht finden, daß ihre Farbe irgendwie ungewöhnlich wäre. Sie ist so schwarz, wie sich das für eine ehrliche Kohle gehört, und wo Ihr den Diamanten habt, das kann ich nicht entdecken.“

„Überlegt Euch die Sache noch einmal,“ sagte der Hinkende. „Ihr gewinnt einen großen Hoppen Affentaler, wenn Ihr richtig ratet. Kohle und Diamant stehen vor Eurer Nase.“ Verzweifelt kratzte sich der dicke Peter Fritz den Schädel. Die Aus-







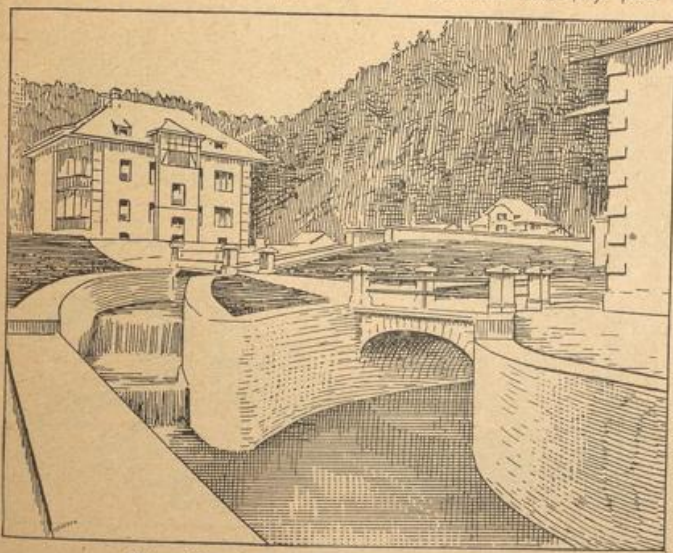
elektrische Maschinen, die sogenannten Dynamos. Die werden gedreht und geben dann Elektrizität."

"Auch das soll gelten," fuhr der Hinkende fort, "obwohl man dagegen mancherlei einwenden könnte, aber wer dreht denn nun die Dynamomaschinen?"

"Um," sagte der Peter Fritz und machte ein bedenklches Gesicht. "Ich weiß nicht recht, ich war noch nie in jenem Elektrizitätswerk. Einige sagten mir, daß dort große Wasserturbinen ständen, die durch das Gebirgswasser getrieben würden und nun ihrerseits die Dynamos drehen. Andere haben mir aber auch etwas von Dampfmaschinen erzählt. Ich weiß nicht, wer recht hat."

"Alle beide haben recht," sagte der Hinkende. "Ich kenne das Elektrizitätswerk zufälligerweise ganz genau. Im allgemeinen treiben die Turbinen die Dynamos. Für die Zeiten geringen Wasserstandes und großen Strombedarfes sind aber auch noch Dampfmaschinen

als Reserve vorgesehen. Und daher, Peter Fritz, wissen wir nicht genau, auf welchem Wege das Licht da oben, das Euch so wohlthut auf die wunderbar kolorierte Nase fällt, zu uns kam. Sonnenlicht ist es. Darüber haben wir Gewißheit, aber es ist nicht sicher, ob es vor zehn Millionen Jahren oder vor acht Tagen von der Sonne her zu unserer Erde strahlte. Vielleicht sind diese Strahlen, die sich



Unterwassergraben und Einmündung des Peerlaufes.

Dichter Regen strömte aus Wolkenhöhe auf die Gebirge. In munterem Laufe sammelte sich das Wasser und strömte zu Tale. Alle Kräfte, die die Sonnenstrahlen hineingepackt hatten, wurden lebendig und drängten das Wasser zu Tale. Schaufeln eines Rades stellten sich ihm in oen Weg und mit einer letzten gewaltigen Anstrengung schob das Wasser sie aus dem Wege. Da war es auf einmal kraftlos geworden und schlich nur noch träge weiter. Die Sonnenkraft aber saß in der Turbine und kam aus dieser in die Dynamo, als elektrischer Strom in die Leitung und als Licht aus den Lampen."

"Peter Fritz, mach den Mund zu," sagte der Löwenwirt, "die Fliegen könnten Euch sonst hineinschwirren." In der That sperrte der ehrenwerte Barbier Augen, Mund und Nase so weit auf, wie es die Natur eben erlaubte.

Der Hinkende aber fuhr fort: "Um nun zu unserer

Sache zu kommen. Wir wissen tatsächlich nicht, ob das Licht, welches dort von den Lampen strahlt, aus der Kohle oder aus dem Kraftwasser gewonnen wurde und wir würden es auch von hier aus niemals feststellen können, ob die Elektrizitätswerke gerade eine Dampfmaschine oder eine Wasserturbine laufen lassen, denn Kohle und Kraftwasser geben genau dasselbe Resultat, geben Kraft, Licht und Wärme, und darum haben

wir poetisch das Kraftwasser die "weiße Kohle" genannt. Nun endlich werdet Ihr wohl begreifen, Peter Fritz, daß das Schwarze, das hier auf dem Tisch liegt, schwarze Diamanten sind, und daß sich in dem Glase hier die weiße Kohle befindet."

"Ja, so freilich," sagte der Peter Fritz und rieb sich die Stirne.

"Löwenwirtin, gebt mir einen neuen Schoppen, denn man bekommt Durst vom vielen Reden," sagte der Hinkende und reichte der Wirtin das Glas hin. "Nun aber, Peter Fritz," fuhr er fort, "jetzt wollen wir ein wenig Rechenkunst treiben. Holt Euer Notizbuch hervor, denn es wird große Zahlen geben. Und nun hört, was ich Euch für Unterlagen zu Eurer Rechnung diktiere. Ich sagte Euch bereits, daß Kraftwasser und Kohle beides Arbeitsquellen, beides Energiespeicher sind. Beginnen wir nun mit der Kohle. Wenn ich die Kohle verbrenne, so bekomme ich . . . ?"



„Wärme,“ entgegnete Peter Fritz.  
 „Richtig,“ sagte der Hintende. „Wenn ich mir einen idealen Kochtopf vorstelle, einen Kochtopf, bei dem keinerlei Wärme daneben geht und vom Herd wegstrahlt, so daß die Löwenwirtin wie eine Pomeranze glüht, wenn sie vom Kochfeuer kommt . . . also ich meine einen vollkommenen Kochtopf, bei dem alle Verbrennungswärme der Kohle restlos dazu benutzt wird, um das Wasser zu erwärmen . . . Wenn ich solchen Kochtopf habe, so kann ich mit einem Kilogramm bester Steinkohle 8000 Liter Wasser um 1 Grad Celsius erwärmen. Für die Wärmemenge, die hinreicht, um 1 Kilogramm Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen, hat man nun einen besonderen Namen geprägt. Man nennt sie die Kalorie oder die Wärmeeinheit. 1 Kilogramm Kohle hat also . . .?“  
 „8000 Kalorien, wenn es gute Kohle ist,“ rief der Peter Fritz.

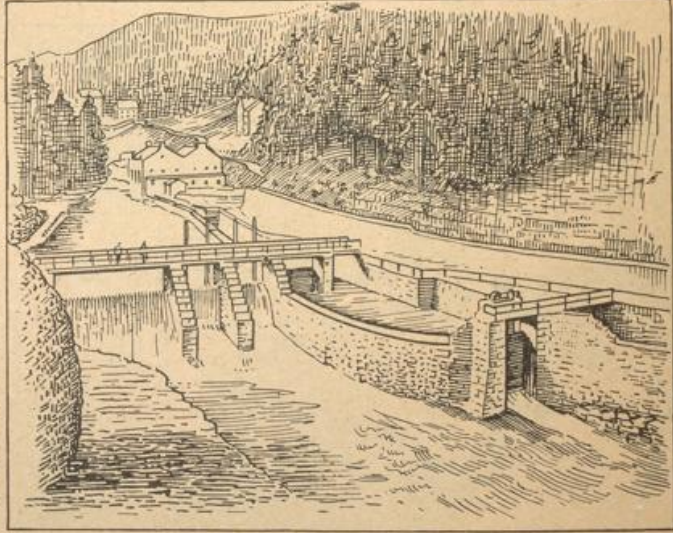
„Richtig,“ sagte der Hintende. „Jetzt wissen wir zunächst, wieviel Wärme in einem Kilogramm Kohle steckt. Nun gehen wir einen Schritt weiter. Die Physiker haben herausgefunden, daß zwischen der Wärme und der Arbeit ein bestimmtes Äquivalent, eine bestimmte Beziehung besteht.“

„Das glaube ich,“ sagte der Löwenwirt. „Wenn ich arbeite, so werde ich jedesmal warm und schließlich gerate ich so in Schweiß, daß ich mit der Arbeit aufhören muß.“

„Ihr faßt die Sache falsch auf,“ sagte der Hintende. „Eure Wärme kommt daher, daß Ihr viel zu wenig arbeitet und Euch hier bei bequemem Leben einen stattlichen Bauch habt wachsen lassen. So habe ich aber meine Mitteilung nicht gemeint. Vorhin sprachen wir von einem idealen Kochtopf. Jetzt müssen wir von einer idealen Maschine reden. Wenn ich eine vollkommene Dampfmaschine besäße, bei der auch jedes Tüpfelchen der dem Wasser mitgeteilten Wärme in Form mechanischer Arbeit etwa an einem Hebelkran umgesetzt werden könnte, so würde ich mit einer einzigen Kalorie oder Wärmeeinheit 424 Meterkilogramm leisten können, d. h. ich würde 1 Kilogramm 424 Meter hoch heben können. Das ist das berühmte mechanische Wärmeäquivalent, die epochemachende Entdeckung unseres Landsmannes Robert Mayer. Nun also, Peter Fritz, was kann ich mit

der Arbeit, die in einem Kilogramm Kohle steckt, leisten?“ Der Peter Fritz begann in seinem Notizbuch zu rechnen und dann sagte er: „1 Kilogramm Kohle hat 8000 Kalorien und 1 Kalorie hat 424 Meterkilogramm. Also vermag ein Kilogramm Kohle bei seiner Verbrennung 3392000 Meterkilogramm zu leisten. Aber das ist ja ganz unmöglich,“ rief er sofort und schlug das Notizbuch zu.

„Es ist richtig, Peter Fritz,“ sagte der Hintende. „In der Rechenstunde wenigstens scheint Ihr Euer Schulgeld wert zu sein. 1 Kilogramm Kohle enthält über 3 Millionen Meterkilogramm, enthält genügend Kraft, um ihr eigenes Gewicht über 3000 Kilometer oder 400 Meilen hoch in die Luft zu heben. Wir können die Sache aber auch umgekehrt betrachten. Wir können sagen: irgend ein Körper zum Beispiel ein Stein im Gewicht von 1 Kilo-



Wehranlagen mit Hochwasserschleusen und erstem Sandfang.

gramm oder meiner wegen auch 1 Liter Wasser, das ja auch 1 Kilogramm wiegt, solch ein Körper also, der sich 3392 Kilometer hoch über dem Meeresspiegel befindet, würde bei seinem Falle bis zum Meeresspiegel dieselbe Arbeit leisten können, wie 1 Kilogramm Kohle bei seiner Verbrennung.“

„Ja, aber es hoch ist doch kein Körper,“ warf Peter Fritz ein.

„Das ist auch nicht unbedingt notwendig,“ entgegnete der Hintende.

„Betrachten wir einmal einen Kubikmeter Wasser. Das ist gar nicht viel Wasser. Auch ein kleiner Gebirgsbach, den wir bequem überspringen können kann sehr wohl in der Sekunde einen Kubikmeter Wasser führen. Solch Kubikmeter Wasser wiegt . . .?“  
 „Na, der wird einen Zentner wiegen,“ meinte der Löwenwirt.

„Falsch,“ sagte der Hintende, „dann könntet Ihr ihn ja auf dem Rücken wegtragen. Ein Kubikmeter hat 1000 Liter und 1 Liter wiegt 1 Kilogramm, also wiegt 1 Kubikmeter Wasser . . .?“

„1000 Kilogramm,“ sagte der Peter Fritz, der sein Notizbuch bereits wieder aufgeklappt hatte.

„Richtig,“ sagte der Hintende. „Ob wir nun aber 1 Kilogramm 3392 Kilometer hoch herunterfallen lassen oder ob wir 1000 Kilogramm 33 Kilometer tief abstürzen lassen, das bleibt sich gleich, da das Produkt aus Metern und Kilogrammen, d. h. die Anzahl der Meterkilogramm immer dieselbe bleibt.“



Dann aber können wir annehmen, daß 1 Kubikmeter Wasser etwa von den 3400 Meter hohen Gletschern der Hochalpen bis zum Meerespiegel rinnt, dabei dieselbe Arbeit entwickelt, wie 1 Kilogramm Kohle bei seiner Verbrennung."

"Das ist richtig," sagte der Peter Fritsch, der den Ausführungen des Hintenden mit dem Bleistift in der Hand gefolgt war.

"Ihr seht jetzt," fuhr der Hintende fort, "daß zwischen dem fallenden Wasser und der schwarzen Kohle ganz bestimmte Beziehungen existieren. Betrachten wir nun einmal den Mühlbach, der hinter Eurem Hause, Löwenwirt, vorbeifließt. Der Bach ist etwa 4 Meter breit und im Durchschnitt  $\frac{1}{2}$  Meter tief. Der Bach hat also einen Querschnitt von . . . ?"

$4 \times \frac{1}{2} = 2$  Quadratmeter," sagte Peter Fritsch.

"Richtig," erwiderte der Hintende, "und dieser Bach ist sehr reichend, er strömt mit wenigstens 2 Meter in der Sekunde. In der Sekunde gehen also durch den Querschnitt des Baches . . . ?"

2 Quadratmeter Querschnitt mal 2 Meter Wassergeschwindigkeit = 4 Kubikmeter," sagte der Peter Fritsch.

"Das stimmt," sagte der Hintende. "Dieser Bach hat nun ein gewaltiges Gefälle. Auf die kurze Strecke vom Nachbardorf bis hierher fällt er um volle 150 Meter.

Wieviel Arbeit leistet also das Bachwasser in jeder Sekunde auf der Strecke vom Nachbardorf bis hierher?"

4 Kubikmeter sind 4000 Kilogramm, mal 150 Meter Fallhöhe ergeben 600 000 Meterkilogramm in der Sekunde," rechnete Peter Fritsch prompt aus.

"In Ordnung," sagte der Hintende. "Nun hat aber die Minute 60 Sekunden, also leistet der Bach in einer Minute . . . ?"

60 mal 600 000 = 36 000 000 Meterkilogramm," multiplizierte der Peter Fritsch heraus.

"So," fuhr der Hintende fort. "Nun hat die Stunde 60 Minuten und der Tag 24 Stunden und der Bach fließt Tag und Nacht, aber die Zahlen würden selbst Herrn Professor Peter Fritsch zu groß werden. Darum wollen wir unsere weiße Kohle, unser Bachkraftwasser jetzt in schwarze Kohle umrechnen. Wir hatten vorhin herausbekommen, daß 1 Kilogramm guter Steinkohle gleichwertig ist . . . ?"

"Rund 3 Millionen Meterkilogramm," las der Peter Fritsch aus seinem Notizbuch heraus.

"Sehr wohl," fuhr der Hintende fort, "und unser Bach leistet in der Minute die Arbeit von 36 Millionen Meterkilogrammen. Das entspricht also einer Verbrennung von 12 Kilogramm Steinkohle. Wir wollen annehmen, daß 12 Kilogramm Steinkohle im Großhandel für 10 Pfennig zu haben wären. Dann entspricht die Leistung unseres Baches in einer Stunde einer Kohlenverbrennung im Werte von 10 Pfennig mal 60 . . . ?"

"Gleich 6 Mark," rief Peter Fritsch dazwischen, der mitgerechnet hatte.

"Und in 24 Stunden hat die Arbeit einen Wert von . . . ?"

"144 Mark," verkündete Peter Fritsch.

"Und wenn wir das Jahr der einfachen Rechnung wegen für 300 Arbeitstage rechnen, so ist der Bach im Jahre . . . ?"

"43 200 Mark wert," fiel Peter Fritsch ein.

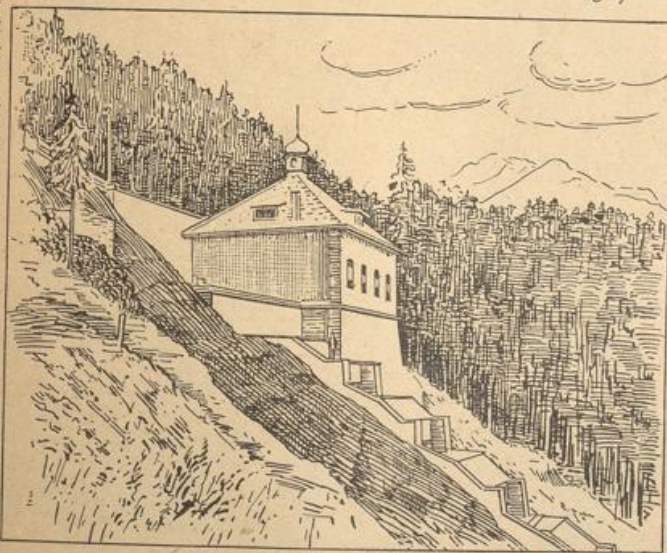
"Und wenn wir diese Jahresleistung auch nur zu etwa 90% kapitalisieren," sagte der Hintende, "so stellt der Bach immerhin einen Kapitalswert von einer halben Million Mark dar."

"Himmelhergottsjatrament," rief der Löwenwirt und fuhr mit beiden Armen in die Luft.

"Der Bach ist ja mein. Da bin ich ein Millionär, da habe ich ja das große Los in der Lotterie gewonnen."

"Beruhigt Euch nur erst wieder," Löwenwirt," sagte der Hintende. "Das Rechnen macht auch Durst. Gebt mir erst einen Schoppen und dann trinkt selber einen, und dann wollen wir in aller Ruhe weiter reden. Erstens gehört Euch am Bache höchstens die Fischereigerechtigkeit und eine Mühlgerechtigkeit, die Euch gestattet, den Bach durch ein 5 Meter hohes Wehr zu stauen. Darüber hinaus ist das Staurecht Staatseigentum. Wenn Ihr aber diese ganze Wasserkraft ausnutzen wolltet, so müßtet Ihr den Bach ja 150 Meter hoch stauen. Damit aber kommen wir gleich zum zweiten Teil der Geschichte. Ein solcher Staudamm würde erstens sehr viel Geld kosten und er würde zweitens das ganze bergausliegende Tal in einen gewaltigen See verwandeln und viele Morgen Ackerland und Forst unter Wasser setzen."

Enttäuscht ließ der Wirt die Hände auf die Tisch-



Wasserschloß mit Leerlauf.



platte sinken. „Dann wäre es also nichts mit der halben Million,“ meinte er.

„Was nicht ist, kann ja immer noch werden,“ entgegnete der Hinkende. „Die Zahlen, die wir errechnet haben, sind an sich wohl zutreffend. Die Natur bietet uns aber kaum etwas ohne Bemühungen unsererseits. Auch den Stamm, der im Walde

steht, müssen wir schlagen, entasten und schälen, bevor wir von Nutzholz reden können, und die Kosten für diese Arbeiten nennt der Zimmermann die Werbungskosten. Werbungskosten aber liegen auf jedem Naturprodukt. Auch bei den Wasserkraften sind sie nicht gering. Die frei dahinstömende Kraft kann uns ja wenig nützen. Wir müssen sie erst fassen, bevor sie verwertet werden kann, und diese Fassung der Wasserkraft ist nicht eben billig.“

„Was bedeutet denn aber Fassung?“ fiel jetzt der Peter Fritz ein.

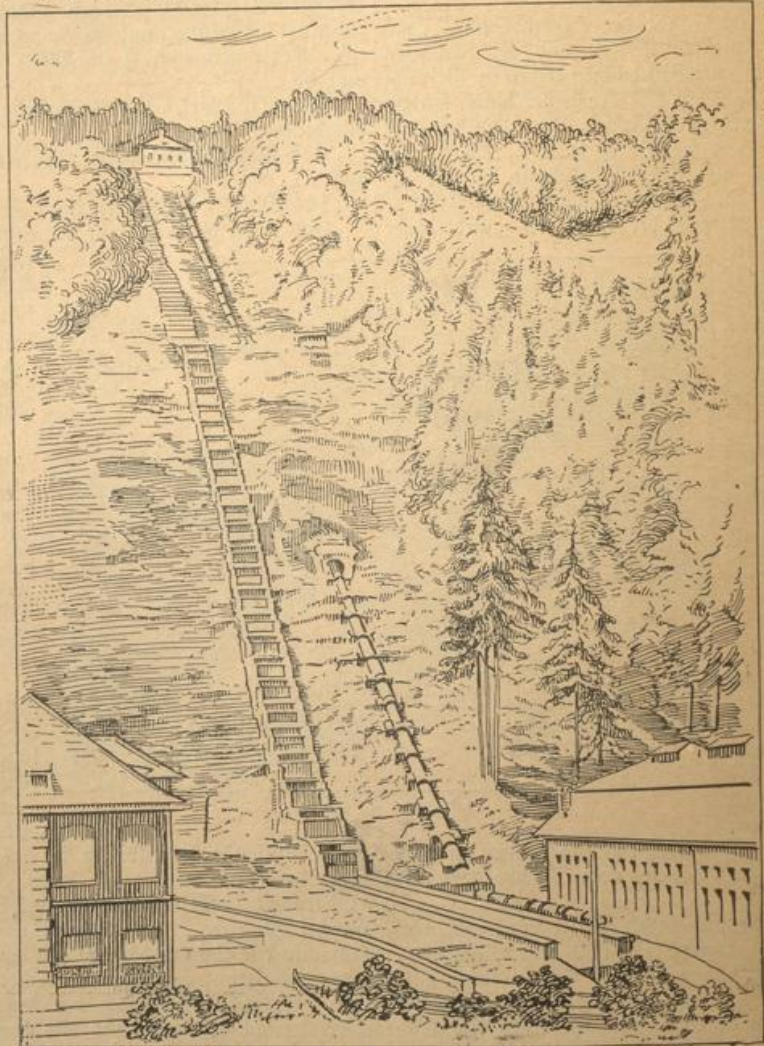
„Der Mühlbach ist ja doch allerseits von hohen Ufern eingefasst. Man braucht die Mühlräder doch nur hineinzustellen, so hat man die Wasserkraft ja gefangen.“

„Das sollte ich auch meinen,“ mischte sich der Löwenwirt ein, dem die Möglichkeit, eine halbe Million zu gewinnen, sehr zu Kopf gestiegen war. „Was ist denn da noch viel zu fassen?“

„Ihr seid beide im Unrecht,“ sagte der Hinkende. „Wenn Ihr ein Mühlrad einfach über dem Bach

aufrichtet und es vom Wasser, das darunter hinwegströmt, treiben laßt, wenn Ihr also ein unterschlächtiges Mühlrad hinstellt, so werdet Ihr nicht viel Freude daran haben. Deswegen hat ja der Müller hier den Bach durch das Wehr hoch aufgestaut und wohl an 4 Meter stürzt das Wasser über die Schaulsen in den unteren Mühlteich. Durch diese Stauung wird die

Bacharbeit, die sich sonst über etwa 150 Meter Bachlänge verteilen würde, auf die eine Stelle konzentriert und dort dem einen Rad nutzbar mitgeteilt. Wenn Ihr Euch die Unkosten für diese Stauanlage sparen wolltet, so müßtet Ihr den Bach etwa 150 Meter weit mit unterschlächtigen Rädern besetzen, was natürlich so wohl in technischer wie in wirtschaftlicher Beziehung ein großer Unfang wäre. Schon seit vielen hunderten Jahren schreitet man daher selbst für den geringfügigen Kraftbedarf eines Mühlbetriebes zu einer gewissen Fassung



Rohrleitung und Leerlauf vom Wasserloch nach dem Maschinenhaus.

Wasserkraft in Form eines Wehrs, hinter dem sich ein Stauweiher, der sogenannte obere Mühlteich zu bilden pflegt. Durch diese Fassung wird eine stark Spiegeldifferenz, ein bedeutender Gefällunterschied an eine Stelle konzentriert und kann dort bequem ausgenutzt werden.“

„Ach so,“ sagte Peter Fritz.  
„Hm,“ sagte der Löwenwirt und kratzte sich hinter dem Ohr.



„Allerdings,“ sagte der Hinkende, „so ist es. Ich begreife es wohl, warum Ihr Euch den Kopf kratzt. Das Fassen der Wasserkräfte ist eine eklige Sache. Das kostet viel Geld. Zu allererst hat man sich daher an diejenigen Wasserkräfte gemacht, die gewissermaßen schon von der Natur gefaßt waren, nämlich an die Wasserfälle. Hier fand man ja schon eine natürliche starke Niveaudifferenz an einem Punkte vor. Nehmen wir zum Beispiel die Niagarafälle. Dort stürzt das Wasser etwa 40 Meter hoch herunter. Jeder Kubikmeter, der den Fall passiert, ist

schnitt entwickelt, werden rund eine Million in großen Wasserkraftwerken gewonnen und für tausenderlei Zwecke benutzt. Bis auf 300 Kilometer im Umkreis treibt der Niagara die elektrischen Bahnen, gibt er Licht, Wärme und Kraft. Freilich wollen alte Kenner der Fälle auch ein gewisses Verblaffen und Matterwerden dieses phänomenalen Naturschauspiels beobachtet haben. Auch Präsident Roosevelt hat sich in einer besonderen Botschaft gegen die weitere Ausnutzung der Fälle ausgesprochen. Ob freilich diese Verkündigung Erfolg haben wird, das muß zum

mindesten sehr zweifelhaft erscheinen. Die Amerikaner sind ein viel zu nüchternes und praktisches Volk, um dauernd 6 Millionen Pferdestärken nutzlos um ästhetischer Interessen willen verbrauchen zu lassen. Sie haben weitreichende Pläne. Sie wollen mit dem Niagara die großen Pazifikbahnen, die den Kontinent von Newyork bis Franzisko durchqueren, elektrisch betreiben, und ihre Technik arbeitet sieberhaft an der Verwirklichung dieses Zieles. So dürfte der Tag nicht mehr allzufern sein, da der letzte Tropfen der jetzt noch so wilben und ungebärdigen Niagarafälle in Stollen und Röhren eingefangen ist.“



Niagarafall.

(Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

75 Meterkilogramm in der Sekunde eine Pferdestärke ist. Ein einziger Kubikmeter am Niagara bedeutet aber, wie eben gesagt, 40000 Meterkilogramm. Ein Kubikmeter in der Sekunde ist also gleich 533 Pferdestärken. Eine einzelne der großen Niagaraanlagen fördert aber in ihrem Stollen in der Sekunde bequem 150 bis 200 Kubikmeter und liefert demnach 100000 Pferdestärken. Für solchen Gewinn lohnt es sich wohl, ein paar hunderttausend Dollar für einen Stollen anzulegen. Zurzeit ist das Gelände zu beiden Seiten des Niagara daher von solchen Stollen stark durchsetzt und von den schätzungsweise 7 Millionen Pferdestärken, die der Niagara im Durch-

noch viel gewaltigeren Viktoriafälle des Sambesi, die Katarakte des Kongo und die Fälle des Nil. Ihr Traum geht dahin, eine gewaltige Schnellbahn von Kapstadt bis Alexandria zu bauen und aus den Wasserkräften der genannten drei Fälle die elektrische Energie für den Betrieb dieser Bahn zu gewinnen. Es sind enorme Aufgaben, die hier der Lösung durch die Elektrotechnik harren. Aber es ist anzunehmen, daß die elektrische Bahn Alexandria—Kapstadt eher zustande kommen wird, als die Elektrifizierung unserer deutschen Bahnen, denn dort in Afrika können die Techniker vollständig neu schaffen, während bei uns die bestehenden Anlagen berücksichtigt und die vorhandenen

mindesten sehr zweifelhaft erscheinen. Die Amerikaner sind ein viel zu nüchternes und praktisches Volk, um dauernd 6 Millionen Pferdestärken nutzlos um ästhetischer Interessen willen verbrauchen zu lassen. Sie haben weitreichende Pläne. Sie wollen mit dem Niagara die großen Pazifikbahnen, die den Kontinent von Newyork bis Franzisko durchqueren, elektrisch betreiben, und ihre Technik arbeitet sieberhaft an der Verwirklichung dieses Zieles. So dürfte der Tag nicht mehr allzufern sein, da der letzte Tropfen der jetzt noch so wilben und ungebärdigen Niagarafälle in Stollen und Röhren eingefangen ist.“

„Tüchtige Leute, die Amerikaner,“ sagte der Peter Frit.

„Die Engländer denken ebenso,“ fuhr der Hinkende fort. „Sie besitzen ja in Afrika die



Dampflokomotiven, die einen Wert von vielen Millionen Mark repräsentieren, erst amortisiert und abgeschrieben werden müssen. Trotzdem aber ist auch bei uns in Deutschland die Ausbeutung der natürlichen Wasserkräfte in guter Entwicklung begriffen. Zunächst hat man natürlich die bequemsten Stellen vorgenommen, also direkte Wasserfälle. So wird zum Beispiel der große Rheinfall bei Schaffhausen kräftig ausgenutzt. Es werden ihm Pferdestärken im Betrage von vielen Tausenden entnommen und an den Ufern des Rheins hat sich dort eine bedeutende, vornehmlich elektrochemische Industrie etabliert, die die gebundene Wasserkraft in elektrischen Strom umformt und nun im großen benutzt, um aus der Tonerde das glänzende Aluminium zu erschmelzen

dies geschah in verschiedener Weise. Eine ganz besondere Gruppe unserer Wasserkraftwerke bilden die sogenannten Talsperren. Ihr alle wißt ja noch, welche gräßlichen Hochwasserverwüstungen besonders im Anfange der neunziger Jahre eintraten. Allein in Schlesien wurden damals durch die Fluten Gebäude und Äcker im Werte von annähernd hundert Millionen Mark vernichtet und auch hier im bairischen und bayrischen Land haben wir das Hochwasser böse zu spüren bekommen.“

„Ich kann mich wohl entsinnen,“ sagte der Löwenwirt. „Der Mühlbach dahinten stand damals bis ans Haus, und unten im Tale hat er noch schlimmer gewirtschaftet. Da waren die Äcker ganz böse verfanbet.“



Rheinfall bei Schaffhausen.

(Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

und weiter aus Kalk und Kohle Kalziumkarbid zu brauen oder Kiesel und Kohle zu einem wertvollen Schleifmittel, dem Karborund, zusammenschmelzen.“

„Ich habe davon gehört,“ warf der Peter Fritsch ein. „Wurde nicht im Jahre 1891 elektrische Kraft von Laufen bei Schaffhausen über 30 deutsche Meilen weit bis nach Frankfurt am Main geleitet und dort auf der elektrotechnischen Ausstellung gezeigt?“

„Nein! das war Lauffen am Neckar und die Entfernung betrug 20 Meilen,“ entgegnete der Hintende, „aber es war ein Triumph deutscher Technik, der es damals als der ersten gelang, eine derartige Hochspannungskraftübertragungs-Anlage auszuführen. Inzwischen nun sind wir auch in Deutschland weitergekommen. Die Zahl der Wasserfälle selbst ist ja bei uns zu zählen. Man mußte daher wohl oder übel daran gehen, die Wasserkräfte zu fassen, und

„Nun also,“ fuhr der Hintende fort, „die Landesverwaltungen haben eingesehen, daß dagegen etwas geschehen müsse, und das technische Mittel dazu war die Talsperre. Nehmen wir zum Beispiel einen reißenden Gebirgsfluß, der sein Wasser aus vielen Wildbächen erhält und mit starkem Gefälle ein Tal durchströmt. Dieses Tal wird nun durch eine kräftige Quermauer einfach gesperrt. Natürlich muß solche Sperrmauer ganz außerordentlich zuverlässig und sicher gebaut werden, denn sonst könnte unsägliches Unglück geschehen. Die Mauer wird daher tief in den harten Felsen hineingegründet und auch in die Seitenabhängige des Tales bis in den massivsten unverwitterten Felsen hinein geführt. Sie wird ferner in der Richtung flufaufwärts gekrümmt, so daß sie gewissermaßen einen Bogen oder ein Gewölbe gegen das sich stauende Wasser bildet. Endlich wird sie



sehr stark und in besten Klinkersteinen und reinem Zement ausgeführt."

"Wenn diese Mauer das Tal sperrt, dann kann ja aber der Fluß nicht weiter," rief der Peter Fritz.

"Sehr richtig," sagte der Hinkende, "er kann nicht weiter und daher staut er sich auf. Das Tal oberhalb der Mauer wird langsam, aber sicher überschwemmt und es bildet sich dort ein großer See. Man kann daher solche Talsperren nur errichten, wo das Tal noch nicht mit Dörfern oder Städten besetzt ist."

"Nun läuft doch aber immer mehr Wasser in diesen Stausee," rief Peter Fritz und schließlich muß die Sache doch einmal bis zur Mauerkrone kommen und dann in Form eines gewaltigen Wasserfalles darüber hinausstürzen und dann erst recht in das untere Tal hineinfluten."

"Das würde in der Tat geschehen," sagte der Hinkende, "wenn nicht mancherlei dazu käme. Das darf aber unter keinen Umständen geschehen. Daher baut man für alle Fälle an der einen Tallehne herunter eine sogenannte Kastadentreppe, eine gewaltige Zementtreppe, deren Stufen eigenartig gegliedert sind, so daß Wasser, welches über diese Treppe herunterflutet, an jeder einzelnen Stufe in seiner Kraft gebrochen wird und trotz des hohen Falles kraftlos im unteren Tale ankommt. Diese Kastadentreppe führt zu einer Stelle der Mauer, wo deren Krone tiefer liegt als an den anderen Stellen. Wenn also das Wasser im Stausee zu hoch steigt, so wird es doch nicht über die Wehrkrone stürzen, sondern unschädlich über die Kastadentreppe zu Tale eilen. Aber die Kastade soll nur als Nothelfer dienen. Aus dem unteren Teile der Mauer führen starke Rohre zu einem Maschinenhause, in dem Turbinen aufgestellt sind. Wenn nun zum Beispiel die Staumauer 20 Meter hoch ist, wenn also hinter ihr ein 20 Meter tiefer See steht, so wird das Wasser natürlich mit einem großen Druck in diese Rohre treten und dort in den Turbinen nützliche Arbeit verrichten. Normalerweise soll nun der Abfluß durch diese Rohre so groß sein, daß die Kastadentreppe überhaupt nicht in Funktion tritt, sondern daß sämtliches Wasser, welches der Fluß mit sich führt, zur Arbeit herangezogen wird, daß dabei seine Kraft gebrochen wird und nun unterhalb der Sperrmauer ein ruhiger, ungefährlicher und das ganze Jahr hindurch ziemlich gleichbleibender Fluß seines Weges zieht. Der Stausee dient dabei als wertvoller Ausgleich. Nehmen wir zum Beispiel an, dieser See sei etwa 1 Kilometer lang und im Durchschnitt 400 Meter breit. Er hat dann eine Oberfläche von . . . ?"

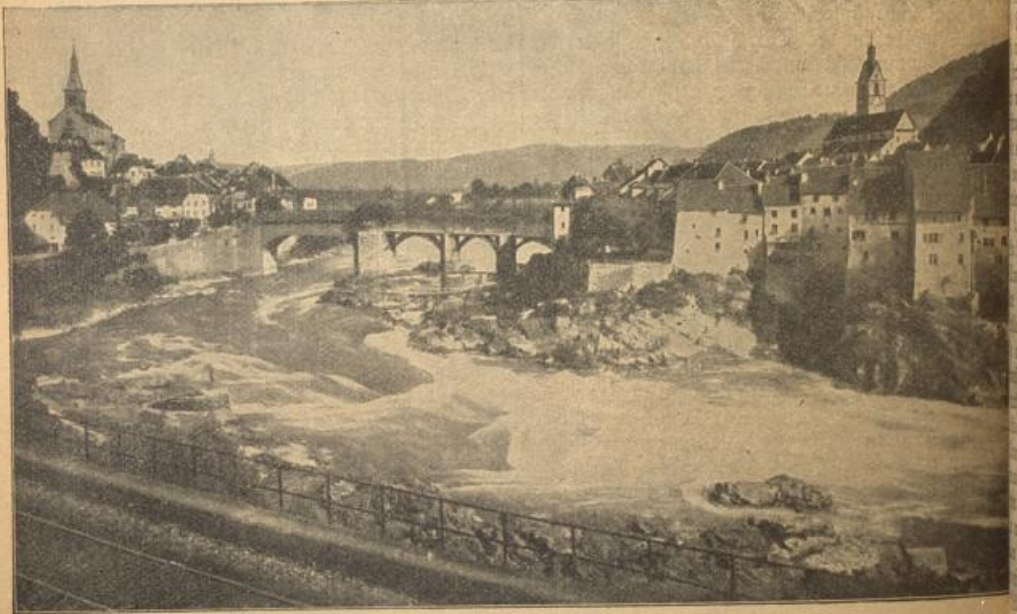
"400000 Quadratmeter," rechnete Peter Fritz aus. "Sehr wohl," sagte der Hinkende. "Um seinen Spiegel auch nur um 1 Meter zu erhöhen, wird man dann also 400000 Kubikmeter Wasser hinein füllen müssen. Wenn wir uns also so einrichten, daß wir für unser Kraftwerk etwas mehr Wasser entnehmen, als der Fluß zur Zeit der Trockenperiode führt, so wird der Seespiegel in dieser Zeit natür-

lich sinken. Es kommt ja mehr Wasser heraus, als hineinfließt. Wenn nun aber der Seespiegel beim Beginn des Hochwassers etwa 5 Meter unter der Mauerkrone steht, so müssen 5 mal 400000 gleich 2 Millionen Kubikmeter hineinlaufen, bevor die Kastadentreppe zu arbeiten braucht. Jene plötzlichen gewaltigen Hochfluten also, die früher in wenigen Stunden das ganze Untertal verwüsteten, werden jetzt im See unschädlich aufgefangen und müssen in späteren Tagen und Wochen für den Menschen arbeiten. Wo aber früher im Unterlauf dieses Bruchland war, wo versandete und verschlammte Äcker lagen, wo wegen der Hochwassergefahr keine menschliche Siedlung angelegt werden konnte, da erheben sich jetzt schmutzige Häuser auf grünen Wiesen, umgeben von blühenden Obstgärten und fruchtbaren Feldern. So macht sich die Talsperre bereits an sich reichlich bezahlt und die elektrische Kraft bekommen wir gewissermaßen als Gratiszugabe. Die Fassung der Wasserkraft kostet hier faktisch nichts, weil die Sperre ja im Interesse der Landwirtschaft errichtet werden muß, und daher kann die elektrische Kraft ziemlich billig abgegeben werden und befruchtet nun ihrerseits Verkehr, Industrie und Gewerbe in der ganzen Umgebung. Solcher Talsperren besitzen wir nun bereits eine große Anzahl in deutschen Landen. Es mag nur die Urstalsperre als eine der bedeutendsten genannt sein. Geplant ist es, die sämtlichen Bergströme, welche Hochwassergefahr bedeuten, in dieser Weise zu verbauen und dadurch Schutz vor der Flut und gleichzeitig elektrische Kraft zu gewinnen. Daneben aber müssen wir nun eine andere Gruppe von reinen Kraftwerken betrachten, deren Fassung zwar erheblich kostet, die dafür aber auch gehörig Arbeit liefern. Nehmen wir wiederum einen starken Bergstrom, der mit etwa 200 Meter Gefälle ein Tal in vielen Krümmungen durchfließt. Hier leitet man an der obersten Stelle des Tales einen breiten Graben von dem Fluß ab und führt diesen Graben, entweder in den Fels gesprengt oder gut wasserdicht ausbetoniert, mit geringem Gefälle an der Tallehne entlang. Während der Fluß selbst bereits 100 oder 150 Meter tiefer auf der Talsohle tosen mag, führt dieser Graben oder Stollen oft viele Meilen lang immer noch hoch oben an der Talsohle entlang. Nun aber endet er in einem großen gemauerten Bassin, das gewöhnlich von einem schmutzigen Häuschen überbaut ist. Das ist das sogenannte Wasserschloß. Vom Wasserschloß nun laufen gewaltige schmiedeeiserne Rohre wieder bis zur Talsohle, und hier dicht neben dem Fluße liegt das Kraftwerk, welches die Maschinen enthält. Die Abbildungen, die ich Euch hier zeige, stellen das große, von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft gebaute Sillkraftwerk dar. Ihr seht hier hoch oben auf dem Berge das Wasserschloß, bemerkt hier unten das Kraftwerk selbst und zwischen beiden an der Berglehne die beiden starken Rohrstränge. Daneben ist auch eine Kastadentreppe zu sehen. Denn auch das Wasserschloß könnte ja einmal überlaufen, wenn die Wasserturbinen längere Zeit stillstehen. Dann



muß eben die Kaskade laufen. Auf dieser Abbildung ist auch der Stollen angedeutet, welcher über eine Meile weit an der Berglehne entlang geht und sich vom Oberlauf der Sill abzweigt. Während das Talsperrenwerk die ganze Kraft des Flusses ausnützt, ist bei einem Werke wie der Sillanlage immer nur eine teilweise Ausnützung beabsichtigt und möglich. Ein großer Teil des Flusses und bei Hochwasser sogar der allergrößte Teil verbleibt dagegen in seinem alten Bett und strömt ungenutzt zu Tale. Es fehlt eben hier der ausgleichende große See und infolgedessen wendet man sich in neuerer Zeit mit besonderer Vorliebe dort, wo man keine Talsperre beabsichtigt, den natürlichen Bergseen zu. So seht ihr hier das Projekt der bayrischen Regierung zur Ausnützung der

arbeitet worden. Auch unser badisches Land verfügt über Wasserkräfte und Wasserkraftwerke in beträchtlicher Anzahl. Ich brauche nur an die Rheinschnellen bei Lausenburg zu erinnern, dicht oberhalb des Einflusses der kleinen Murg in den Rhein. Hier bietet sich Gelegenheit, bei Hogschür einen Stausee zu bilden, der die Niederschläge von etwa 100 Quadratkilometern sammelt und eine starke Gefällstufe gegen den weiteren Unterlauf der Murg möglich macht. Und dann ferner das Flußgebiet der Wiese, die bei Basel den Rhein erreicht. Allein bei Lausenburg sind zurzeit Anlagen im Bau, durch welche eine Leistung von dauernd 77330 Pferdestärken gewonnen werden sollen. Dem scheinbar so kleinen Flüggen, der Wiese, deren gesamter Lauf kaum 50 Kilometer beträgt, sieht



Stromschnellen bei Lausenburg.

(Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

beiden Alpenseen, des Kochel- und des Walchensees. Diese beiden Seen haben einen Höhenunterschied von über 200 Meter und zwar ist der Walchensee der höhere von beiden. Es lohnt sich daher, durch den Gebirgszug, der beide Seen trennt, einen breiten Stollen zu treiben und nun die Kraft des vom Walchen- in den Kochelsee strömenden Wassers auszunutzen. Ferner aber will man dem Walchensee weiter nütliches Wasser zuführen, indem man die Isar und ferner ihren Nebenfluß, den Rißbach, kräftig aufstaut und das Wasser der so entstehenden Stauseen durch andere Stollen zum Walchensee leitet. Ihr seht hier die Sperrmauern angedeutet und die Seen punktiert, die sich hinter dem Wehr aufstauen müßten. Solcher Projekte nun sind sehr viele für alle Wasserkräfte Bayerns und auch für zahlreiche Kräfte der übrigen deutschen Gebirgsländer ausge-

man auch nicht an, was in ihm steckt. Und so sind hier vier Talsperren vorgesehen, die zusammen beinahe 50 Millionen Kubikmeter Wasser fassen können. Zusammen werden die Werke hier norm. 30 000 Pferdestärken liefern. In wasserreichen Jahren aber wird man auf eine Dauerleistung von 60 000 Pferdestärken kommen. Auch die große Murg, die aus dem Württembergischen ins Badische tritt, um unterhalb von Raftatt in den Rhein zu münden, bietet ganz gewaltige Kraftquellen, und dürfte von Herren wies an immer noch mehr als 10 000 Pferdestärken abgeben können, wenn auch ihre Hauptleistungen im Württembergischen bei Freudenstadt und Reichenbach zu suchen sind. Dazu kommen dann die zahlreichen kleineren Flüsse wie Butach, Alb, Wehra, Dreifan, Elz, Kinzig und endlich der obere Lauf der Donau, die alle eine ganz gehörige Kraftentwicklung her-



geben können. Alles in allem wird man die leicht fassbaren Wasserkräfte des badischen Landes auf eine Viertelmillion Pferdestärken veranschlagen können. Viel mehr hat auch Bayern nicht aufzuweisen, dessen Regierung die Wasserkräfte ihres Landes für die in absehbarer Zeit zu erwartende Elektrifizierung ihrer Bahnen gern selbst benutzen möchte. Die bayerische Regierung hat daher genaue Aufstellungen darüber machen lassen, was denn überhaupt an Kräften sofort bequem und wirtschaftlich gefaßt werden kann. Sie hat dabei gefunden, daß zurzeit bereits Wasserkraftanlagen mit einer Leistung von 100 000 Pferdestärken bestehen und daß weitere 300 000 Pferdestärken schnell gewonnen werden können. Soviel aber gedenkt sie auch für die eigenen Bahnen zu gebrauchen und hütet daher sehr sorgfältig ihr Wasserrecht.“

„300 000 Pferde sind doch aber nicht viel,“ warf Peter Fritz ein.

„Oho! Herr Doktor,“ sagte der Hintende. „Mir scheint, wir müssen noch etwas rechnen. Für eine Pferdekraftstunde braucht man etwa  $\frac{3}{4}$  Kilogramm Kohle. Für einen Pferdekrafttag braucht man also 24 mal so viel, d. h. 18 Kilogramm, und für ein Pferdekraftjahr gebraucht man 365 mal 18 Kilogramm, d. h. 6,5 Tonnen Kohle. Bei 300 000 Pferdestärken haben wir also einen Jahresverbrauch von 2 Millionen Tonnen Kohle. Nun wurden im letzten Jahre in Deutschland etwa 200 Millionen Tonnen Kohle verbraucht. Das bayrische Projekt würde also immerhin 1% des Kohlenverbrauches durch Kraftwasser ersetzen. In Wirklichkeit aber, und wenn wir auch die schwerer zu fassenden Wasserkräfte ganz Deutschlands heranziehen, werden wir auf diverse Millionen Pferdestärken kommen und den Kohlenverbrauch zum allergrößten Teile durch Kraftwasser ersetzen können. Nach dem Kohlenverbrauch können wir annehmen, daß Deutschland mit etwa 30 Millionen Pferdestärken ständig arbeitet. Wenn wir unsere gesamten Wasserkräfte heranziehen, wenn wir jeden Wildbach verbauen, und jedes Tal sperren, werden wir schätzungsweise mehr als die Hälfte dieses Kraftbedarfes dem Kraftwasser entnehmen können.“

„Aber warum das Ganze,“ warf Peter Fritz ein. „Es ist doch bisher ganz gut mit der Kohle gegangen.“

„Aus mehr als einem Grunde,“ rief der Hintende. „Ich sagte Euch bereits, daß unsere Kohlenvorräte nicht uner schöplich sind, daß es vielmehr sehr abzuwarten ist, wann sie zu Ende gehen. Nimmt man doch an, daß aus englischem Boden in etwa hundert Jahren das letzte Stück Kohle herausgeholt sein wird, und was England dann ohne Kohle und ohne Kraftwasser anfangen wird, mögen die Götter wissen. Aber auch unsere deutschen Kohlenvorräte dürften in etwa 400 Jahren erschöpft sein. Es ist daher gut, wenn wir uns rechtzeitig anderweitig einrichten und mit dem Vermögen an gebundener Sonnenkraft, das in unsern Steinkohlengruben liegt, nicht wie sinnlose Verschwender arbeiten. Ferner aber ist die Arbeit des Bergmannes, der die schwarzen Dia-

manten aus der Tiefe holt, wirklich nicht schön. In unserem Maschinenzeitalter hat sie auch jeden Hauch von Poesie verloren und nur die unangenehmen Seiten sind geblieben. Schon will der deutsche Arbeiter nicht mehr einfahren. Er sucht sich andere Beschäftigung über Tage und überläßt die Bergwerksarbeit auswärtigem Volk, polnischen, slowenischen und galizischen Arbeitern. Diese Zustände sind in keiner Beziehung erfreuliche. Wir können daher wohl an eine Zukunft denken, in der das brausende Tageswasser unsere Hauptarbeit verrichtet, in der wir aber unseren Kohlenvorräten nur noch das entnehmen, was wir hauptsächlich für chemische Zwecke notwendig haben. Denn augenblicklich wüßten wir geradezu sinnlos mit diesen Schätzen. Unsere Dampfmaschinen machen im besten Falle nur etwa 15% der Kohlenarbeit nutzbar. Der Rest wird unnütz verpufft. Von den 200 Millionen Tonnen des letzten Jahres mögen etwa 150 Millionen unter Dampfesseln verbrannt worden sein. Dann sind aber 85% davon, d. h. 127,5 Millionen Tonnen ganz sinn- und zwecklos verwüstet worden, sind infolge der Mangelhaftigkeit unserer Wärmemaschinen in Form von Kohlen säure in die Atmosphäre gejagt worden. Es könnte aber eine Zeit kommen, da wir den Kohlenstoff bitter nötig gebrauchen, sei es um in Form von Kalkstickstoff aus der Luft wertvollen Dünger zu schaffen, sei es, um in weiterliegenden Jahrhunderten auf künstlichem Wege Nahrungsmittel, die Kohlenhydrate, Stärke und Zucker, herzustellen. Darum bedeutet die Erschließung der Wasserkräfte für uns eine Tat von allergrößter kultureller Bedeutung, darum ist es wichtig, daß jeder einzelne sich beizeiten über diese Dinge klar wird und darum habe ich Euch das alles erzählt.“

### Allerhand Erinnerungen.

Eine Zwiesprache mit dem Hintenden  
von Wilh. Schlang.

Ein klarer, fast feierlicher Maimorgen hatte den Schläfer geweckt und nun wandelte der Frühaufrichter durch die stillen Laubgänge des Karlsruher Schlossgartens, als ihm eine merkwürdige Überraschung zuteil ward. Auf einer der Bänke am lauschigen See saß einer in altmodisch-blauem Rock, den Stelzfuß weit von sich gestreckt, den gewaltigen Dreispitz neben sich auf dem Knie sitzend, und teilte ein Morgenbrötlein mit den lustig um ihn herumlärmenden Späßen. Das kleine Gartenvolk ward von den nahenden Schritten verjagt und schimpfte nun aus sicherem Versteck über die Unterbrechung der Mahlzeit. Der freundliche Gastgeber der Vogelwelt richtete das von weißgrauen Löcklein umrahmte Antlitz dem Luftwandelnden zu und ich erkannte den Hintenden. Da war mir ja der Morgen zwiefach gesegnet!

„Hintender — sagte ich — eher hätt' ich gedacht, Ihr säßet jetzt zu Lahr beim Morgensüpplein.“  
„Gott zum Gruß!“ erwiderte der Hintende (wir kannten uns schon ein wenig), „und wenn Ihr —“



den Abend mit dem Morgen vertauschend — nicht etwa auf ein zärtlich Abenteuerchen ausgeht, ich bin auch einmal jung gewesen — wie wär's, wenn Ihr die Frühgebanten mit mir teiltet?"

"Sind es heitere Gedanken oder ernste?" fragte ich.  
"Es ist ein kleines Wirrsal von beiden. Aber so kommt es, wenn man des Abends zu lang über den Weltbegebenheiten brütet. Meine weißen Haare sind schon lange da, aber jetzt glaub' ich erst, daß der Kopf alt wird. Er versteht wirklich die Zeit nicht mehr mit ihrem Jagen und Hasten, mit ihrer Unlust und Herzensverbitterung. Man kriegt das Ding satt, und die Menschen mit ihren Torheiten fangen an, einem gleichgültig zu werden!"

"Hinkender," warf ich ein, "man nennt Euch einen Menschenfreund! Wie möget Ihr nur so reden!"

Ein wehmütiges Lächeln glitt über des Alten Gesicht, ehe er sagte: "Das Leben läuft im Ring. Wenn man ein Greis wird, wie ich, kehrt man zu den Erinnerungsstätten und Menschenvorbildern seiner Kindheit zurück, und die Weggenossen, die der kühle Rasen deckt, werden ihm lieber denn je. Mir ist aber manchmal, als hielte das gegenwärtige Geschlechtlein den Vergleich mit den Alten nicht aus!"

"In welchem Betracht meint Ihr, Hinkender?"

Darauf dieser, noch ernster: "Woran es fehlt? An der freudigen Kraft, an der Herzensschlichkeit, am Idealismus, an der weisen Selbstbeschränkung."

"Und wie glaubt Ihr, daß da zu bessern wäre, Hinkender?"

Er stand von seinem Sitze auf und sah mir fest ins Gesicht: "Die Lehre der guten Vorbilder tut nicht alles, aber viel. Die wackern Männer, die unserm deutschen Volk in schweren Tagen als Leitsterne gedient, die seine Seele haben bilden helfen und es für große Entscheidungen vorbereitet — die müssen den Heranwachsenden wieder deutlicher werden. Denn wie die Natur Tausenderlei hervorbringt, uns Sterblichen zu Muß oder Freude, also schafft sie auch besondere Menschen, daß wir von ihnen lernen und uns an ihnen erbauen mögen."

"Hinkender," sagte ich, "Ihr sehet mich wahrlich noch einmal auf die Schulbank und prediget mir über das Thema: Die Menschennatur als Lehrmeisterin."

Neugierig, wie der Hinkende vom Allgemeinen zum Besonderen übergehen würde, sagte ich zu ihm: "Am besten, Ihr nenntet einen der nach Euerm Begriff Auserwählten! So hätte man doch gleich ein Exempel."

Zu meiner weiteren Überraschung erhob sich der Alte mit dem Stelzfuß und meinte: "So kommt, — ich will Euch einen zeigen!" Worauf wir durch ein liebliches Konzert von Vogelstimmen noch weiter in den Schloßgarten hineinschritten, bis zu einer freundlichen Rundanlage, in deren Mitte sich ein bekanntes Bildwerklein erhebt: eine Mannesbüste, umgeben von allerhand gotischem Zierat. Indem der Hinkende mit seinem Krückstock auf das Denkmälchen deutete, fragte er nur: "Kennt Ihr den?"

Die Antwort ließ nicht auf sich warten: "Hinkender, mir deucht, Ihr wollet mich zum besten haben!

Bin ich nicht als Bub, von der Schule heimgehend, oft vor diesem Denkmal gestanden? Sah ich nicht ehrfürchtig zu dem kleinen Hänlein in der Waldstraße hinauf, hinter dessen bescheidenen Fenstern der wackere Mann seine Beslein und Schwänke triebelte? Kann ich mir ihn nicht lebhaft vorstellen, wie er ums Jahr 1790 herum in der Marktgräflichen Kirche drüben inmitten eines Meers von Hauben und Frisuren seine erste Hofpredigt hält? Oder wie er mit seinem getreuen Adjunkt am Stammtisch zum »Faulen Pelz« hinterm Schöppllein sitzt, wo man sich mit Rätselaufgaben die Zeit vertreibt, während in der Ferne der Napoleon seine mörderischen Kanonen knallen läßt? Stehen in meiner Bücherei nicht sein Schackkästlein und seine alemannischen Gedichte neben den Werken des Jung-Stilling und dem Goethe'schen Werther? Dies Denkmal aber, davor wir stehen, schaut mir oft, sitz' ich zu Freiburg in meiner

Amisstube, zugleich mit dem schönsten Münster unversehens in mein Tagewerk!"



Johann Peter Hebel

Der Hinkende stellte sich plötzlich mit seinem blauen Rock in aller Breite vor dem gotischen Kunstwerklein auf. "So weit' ich doch, Ihr wißt nicht mehr, was draußsteht, auf dem Denkmal! Es gilt einen Doppelliter vom besten Marktgräser und ein Pärlein Wienerwürste mit Meerrettich für einen jeden!"

"Es gilt," versetzte ich ein wenig kleinlaut. Nahn nunmehr aber all mein Erinnern zusammen und brachte wirklich die Inschrift der vorderen Denkmalseite ohne Stocken heraus:

Johann Peter Hebel,  
geb. 10. Mai 1760, gest. 22. September 1826,  
dem vaterländischen Dichter errichtet unter Großherzog Leopolds Regierung von seinen Freunden und Verehrern 1835.

"Ihr habt es gewonnen!" rief jetzt der Hinkende lachend, "um halb zwölf Uhr im »Roten Hause« beim Schloßplatz! — Übrigens," so fuhr er fort, "es freut mich, daß Ihr den Hebel so schäket! Keiner verdient die fortdauernde Liebe unseres badi'schen Volkes mehr als er. Und hat ihn die heimatische Natur nicht selbst zu ihrem Sänger auserlesen? Entwickelte sich sein Leben nicht mit einer fast gottgewollten Selbstverständlichkeit? Im Mai 1760



geboren — also daß wir bald seinen hundert-  
 fünfzigsten Geburtstag feiern können — lebt  
 er in bescheidenen Verhältnissen auf, verliert früh die  
 Eltern, kommt aber in treue Hut, wird als Knabe  
 von oberländischem Boden in Karlsruher Schul- und  
 Gelehrtenluft verwehrt und bewahrt sich dennoch durch  
 all seine Tage ländliche Frische und Unmittelbarkeit  
 des Gefühls, studiert mit wechselndem Fleiß, streift  
 als froher Genießer an die Weltlichkeit, aber doch  
 nicht so, daß er seine ursprüngliche Bestimmung zum  
 Bildner des Volks aus den Augen verliert, steigt  
 zu Ehren und Würden empor, sitzt im Ständehaus  
 als Mitglied der

Ersten Kammer unter  
 großen Herren und  
 bleibt doch immer ein  
 wenig — im besten  
 Sinne — ein Schalk,  
 verbreitet durch Schrift  
 und Predigt vielfachen  
 Segen, und als seine  
 Zeit erfüllt ist, geht  
 er still von himmen.“

„Ja, Hinfender,  
 und ließ eine goldene  
 Leuchtpur seines Er-  
 denwallens zurück!  
 In einem Punkte aber  
 — Ihr nehmt mir's  
 nicht übel, Hinfender  
 — konnt' ich mit un-  
 serem Hebel nie so recht  
 ins reine kommen.  
 Ihr kennt des Haus-  
 freunds Betrachtun-  
 gen über den An-  
 dreas Hofer. Wißt  
 Ihr, wie mich dies Auf-  
 fählein jedesmal an-  
 mutet? Wie ein Klecks,  
 von derselben Hand  
 unter lebenswürdige  
 Schriftzüge gesetzt.“

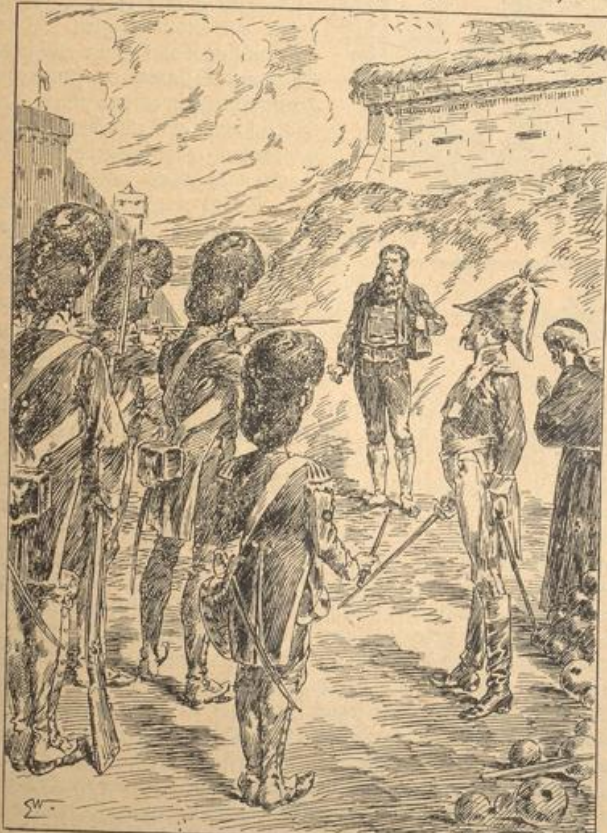
„Woraus zu ersehen,  
 daß auch erwählte  
 Geister ihre Stunden  
 haben, wo sie nicht  
 auf der Höhe ihrer Sendung stehen. Und es tut  
 dem Ruhme unseres Hebel keinen Eintrag, daß er sich  
 in den Naturgeheimnissen und im Volksherzen besser  
 ausgemerkt hat, als in den Wirrsalen des Welttheaters.  
 Bürger eines Kleinstaats von sehr geringem politischen  
 Einfluß, ein Mann beschaulichen, ja ein wenig weichen  
 Gemüts, von Jugend auf angezogen von Mustern  
 stiller Pflichterfüllung, dagegen von konfliktvoll han-  
 delndem Leben etwas unjaukt berührt, — konnte  
 Hebel von seinem Standpunkt aus in den Taten  
 Hofers und seiner Freunde schwerlich etwas anderes  
 erblicken, als gefährliche Eingriffe in die bestehende  
 Ordnung, wie sie ihm nun einmal nach dem Zu-

sammenbruch des deutschen Reiches durch das Bünd-  
 nis der Rheinbundstaaten mit dem allmächtigen  
 Napoleon besiegelt schien. So hastet, glaub' ich, jenes  
 Aufstählein wenigstens nicht zur Unehre an Hebels  
 Namen. Was aber den Gegenstand ungerechten Ur-  
 teils selber betrifft — glaubt Ihr, daß man den Hofer  
 wirklich einen großen Mann nennen kann?“

„Hinfender,“ erwiderte ich ihm, „das läßt sich so  
 leicht nicht entscheiden. Ein merkwürdiger Mensch  
 war er zweifelsohne, vollstümlich herausgehoben aus  
 dem zeitlichen Rahmen und schon durch sein Schicksal  
 der herzlichsten Teilnahme wert. Wie man nach

den besonderen Wachs-  
 tumsverhältnissen wis-  
 sen kann, warum ein  
 Baum gerade diese und  
 nicht andere Früchte  
 trägt, so beim Han-  
 deln der menschlichen  
 Kreatur. Kennt Ihr  
 das Passiertal, Hin-  
 fender? Es ist eine  
 wilde, schroffe, un-  
 liebliche Felsgegend  
 in Tirol. Die Natur  
 hat jene Tiroler Berg-  
 enge aus hartem Stoff  
 gemacht und auch die  
 Menschen dort dem-  
 entsprechend gebildet:  
 schroff und hart. Von  
 den Gegenständen der  
 bewegteren Außen-  
 welt soviel wie abge-  
 schlossen, ganz auf sich  
 selber angewiesen, le-  
 ben sie von altersher  
 in engem Gefühls-  
 kreis; aber an dem  
 Überkommenen halten  
 sie mit zäher Treue  
 fest. Nicht noch ein  
 wenig Mißtrauen ge-  
 gen alles Fremde und  
 eine ordentliche Por-  
 tion Schlanheit in die  
 Wesensbildung, so

Solang das Tiroler Volk  
 — und der Passierer ist ein Stück von ihm —  
 denken konnte, war es gut katholisch und gut habs-  
 burgisch gewesen. Der Hergott und das Erzhaus  
 Osterreich — das, Hinfender, waren die beiden Pfeiler,  
 die seinen Himmel trugen. Und als nun der  
 Welteoberer von Korsika die Tempel stürzte und  
 den Thron des lieben Kaisers Franzl zu Wien ins  
 Wackeln brachte, als man das Land der Väter den  
 verhassten Bayern auslieferte, — da wurde den schlich-  
 ten Gemüthern in ihr Heiligthum gegriffen und sie  
 wurden rebellisch. Und da wächst nun auf einmal  
 die Gestalt des Sandwirts von Passierer, des Andreas



Andreas Hofers Tod.

haben, wo sie nicht  
 auf der Höhe ihrer Sendung stehen. Und es tut  
 dem Ruhme unseres Hebel keinen Eintrag, daß er sich  
 in den Naturgeheimnissen und im Volksherzen besser  
 ausgemerkt hat, als in den Wirrsalen des Welttheaters.  
 Bürger eines Kleinstaats von sehr geringem politischen  
 Einfluß, ein Mann beschaulichen, ja ein wenig weichen  
 Gemüts, von Jugend auf angezogen von Mustern  
 stiller Pflichterfüllung, dagegen von konfliktvoll han-  
 delndem Leben etwas unjaukt berührt, — konnte  
 Hebel von seinem Standpunkt aus in den Taten  
 Hofers und seiner Freunde schwerlich etwas anderes  
 erblicken, als gefährliche Eingriffe in die bestehende  
 Ordnung, wie sie ihm nun einmal nach dem Zu-





Königin Luise.

Hofer, empor. Er steht mit an der Spitze einer gewaltigen Bauernerhebung und bald wird der rotwangige „Andertl“ mit dem tiefschwarzen dichten Bart der Schrecken der Feinde. Osterreich aber, feig und kleinmütig, verläßt die Sache Tirols und unser Sandwirt hält sich etliche Wochen still. So kommt der August 1809 und auf einmal tritt der Bauernführer von neuem aus seiner Höhle von Passeier hervor — einem Löwen gleich. Beim Berge Isel bekommen die Blauröcke seine Taß' zu spüren. Innsbruck wird zum zweitenmal erobert und zum zweitenmal läßt Osterreich die tapfern Tiroler im Stich. Wohl kündigt Hofer seine Unterwerfung an; jedoch unfähig, sich in die Wendung der Dinge zu finden, stürzt er in neue Kriegsabenteuer und muß vor feindlicher Übermacht flüchten. Ein Hüttlein auf der Pfandlersalm ist sein Versteck. Am 20. Jänner 1810 aber erfüllt sich sein Schicksal. Ein Landsmann — Johann Kaffl heißt der Judas — verrät ihn den Feinden und am 20. Februar, vormittags elf Uhr, tat Andreas Hofer, „Oberkommandant gewöster“, zu Mantua seinen letzten Gang. Daß man ihm die Augen verbinden wollte, wehrte er heldenhaft ab: »So leicht kommt mir das Sterben an, daß meine Augen nicht feucht werden.« Er mochte denken: Volks- und Hofgunst sind wie Flut und Ebbe. Ich hab' beides müssen kosten. Was nützt es mir nun, das goldene Gnadenttuchlein vom Franzl, unserm Kaiser? Solchen Ansehnungen zum Trost, wenn er sie hatte, stand der Sandwirt grad und aufrecht vor den tobringenden Gewehren, — erst der dreizehnte Schuß, just der dreizehnte! machte seinem Leben ein

Ende. Seine Leiche hütete jahrelang ein Pfarrgärtlein in der Bastei Porta Ceresia; später holte man Hofers Gebeine in die Heimat. Wenn Ihr einmal nach Innsbruck kommt, Hinkender, wollet nicht veräumen, der schönen Hofkirche einen Besuch abzustatten. Dort findet Ihr, dem Grabdenkmal Kaiser Maximilians gegenüber, die letzte Ruhestätte Andreas Hofers, des Sandwirts von Passeier. Sein Andenken aber ruhet nimmer; im Singen und Sagen des Volkes lebt Andreas Hofers Gedächtnis fort.

Warm geworden, sagte der Hinkende: „Wir dürfen ein wenig weitergehen und sagen, daß der treue Hofer für eine höhere Idee gestorben ist. Sein Sterben war eine Notwendigkeit. Durch freiwillige und unwillkürliche Todesgänge mußte die Nation aus Dummheit und Slavensinn zum deutschen Befreiungskampfe aufgerüttelt werden. Sehet! in der Geschichte der Menschheit gibt es bedeutende Wiederholungen. Märtyrer haben Religionen befestigt und Märtyrer mußten nationale Ideen retten.“

„Es ist eine edle Gemeinschaft von Geistern, deren Leiden und Opfermut die Erhebung der Völker vorbereitete. Hinkender, laßet uns in diese Gemeinschaft auch eine weibliche Heldin aufnehmen. Sie hat nicht wie eine Jungfrau von Orleans im Kampfgemüth gestanden; aber als die Söhne des Vaterlandes für die heilige Sache ins Feld zogen, da leuchtete ihr Bild — das Bild der Königin Luise — den Streitern voran. Die neuere Geschichtschreibung hat an diesem Bilde allerlei herumgekügelte, gleichwohl bleibt es von einem seltsamen Glanze umwoben. Ihre Schwächen waren die Schwächen der Zeit und der höfischen Erziehung. Ihr Unzulängliches ward überwogen von Herzengüte und innigem Vaterlandsgefühl. Daß die schöne Fürstin das schwere Opfer gebracht, in Tilsit vor ihren persönlichen Beleidigern, den politischen Rechenkünstler Napoleon, zu treten, um gelindere Friedensbedingungen für das bedrückte Land zu gewinnen — das wollen wir ihr hoch anrechnen. Als zu Hohenzievers am 19. Juli 1810 ihr Herz zu schlagen aufhörte, da fühlte man wohl: dem Preuzenwolle war ein guter Genius genommen. Vergessen wir, daß eine verworrene Zeit auch an sie ihre Rechte geltend gemacht hat, und halten wir ihre Erscheinung und ihre reinen Menschenwerte fest mit den vom Schicksal so sichtbar veredelten Zügen.“

„Ja — hob nun der Hinkende wieder an — solche Gestalten im Gefühl der Nachlebenden möglichst lebendig zu machen, deuchte mir ein schönes Beginnen. Ich hab' es Euch schon gesagt: wie anders als durch Vorbildwirkung läßt sich dem Erkalten des Vaterlandsgefühls entgegenwirken? Wie wär' es, Freund, wenn wir unser bescheiden Teil dazutäten? Jahr für Jahr schicken wir den Lahrer Volkstaler in die Welt. Laßet uns doch über jedes dieser Jährlein Gedächtnistafeln aufhängen, beschrieben mit Namen, die uns teuer sind! Wer ihrer achtet, hält wohl auf seinem Alltagsgang ein wenig still und befinnt sich auf Mann und Werk. Mögen aber die Merktafeln einem jugendlichen Sinn



als Wegweiser zum Guten dienen, ei! so wollen wir uns zusammen recht von Herzen freuen!"

Bravo, Hinkender! Ihr sprecht mir aus der Seele! Wie sagte die Königin Luise einmal in einer heiteren Stunde: „In meinem Kopfe sieht es aus, wie in einem illuminierten Guckkasten!“ Ist das eine Versammlung von schönen Charakterbildern! Seien wir galant, Hinkender, und lassen wir anmutigem Frauenwesen den Vortritt! Der Königin Luise die erste Ehrentafel! Dem Hebel und dem Andreas Hofer die zweite und dritte! Und jeho eine vierte Ehrentafel für Herrn Johann Gottfried Seume!"

Ist er ein Wilddiger? Ich kann mich just nicht auf ihn besinnen!"  
Denkmalstifter! ich will Eures Gedächtnis nachhelfen. Dem ich, ein Plätzlein in unserer Sammlung von Charakteren ausbitte, starb im Juni 1810. Habt Ihr nie von dem Spaziergänger von Syrakus gehört? Habt Ihr auf der Schulbank nicht müssen das Gedicht auswendig lernen vom Kanadier, der Europens Höflichkeit nicht kannte? Aha! es gehet Euch ein Scheuentor auf, Hinkender! Ihr kennt ihn! Ein sächsischer Bauernsohn, soll er die Gottesgelahrtheit studieren. Auf dem Wege nach einem weltlichen Glück fällt er heftigen Werbern in die Hände und wird — die Faust ballt sich einem, wenn man sich vergegenwärtigt, was im gebildeten Deutschland geschehen konnte! — wird als Kanonensfutter nach Amerika verschachtet. Unter vielen Müheligkeiten nach Europa zurückgekehrt, tut Seume abermals gezwungen Kriegsdienste und muß sein Freiheitsbegehren fast mit schimpflichem Tode büßen. Endlich gelingt ihm die Flucht und er läßt sich zur Fortsetzung seiner Studien in der Heimat nieder.



Johann Gottfried Seume.

Aber bald übt Seume wieder das Waffenhandwerk aus und gerät als russischer Offizier in polnische Gefangenschaft. Die Heimat sieht ihn von neuem und der Unruhige wird seßhaft. Er schriftstelt und arbeitet daneben als Korrektor in einer wissenschaftlichen Druckerei. Dabei ist sitzende Lebensweise vomnöten, und eines Tages hat Johann Gottfried das Gefühl, als ob er sich ein wenig auslaufen müsse. Also macht Seume ein kleines Fußfreislein. Und wohin marschirt er? Nach Syrakus! Man merkt gleich am Klang des Namens, daß dies kein Ort

in Sachsen ist, ein Stündchen oder anderthalb von Grimma, wo der Seume gewohnt hat. Sondern, wie der Hinkende weiß, ist es eine Stadt weit im Süden, auf der Insel Sizilien. Neun Monate dauerte das Spaziergänglichchen, und als man im Herbst 1802 in Sachsen den ersten Grüneberger Neuen ausshenkte, konnte auch unser Johann Gottfried ihn frisch von der Kelter weg verkosten, wenn er ihm schmeckte.

Seume setzte sich gelassen wieder an den Schreibtisch und machte aus seinen Reiseerlebnissen drei Bücher, eines schöner wie das andere. Das heißt, man darf eigentlich nicht sagen, daß sie schön sind, denn es gelten jetzt in der Welt nur pikante Bücher. . . . Drei Jahre hält Seume in der Heimat aus.



Ferdinand Freiligrath.

Dann tut ihm auf einmal das Sitzfleisch weh und es juckt ihm gar seltsam in den Beinen. »Aha,« denkt der gute Mann bei sich, »sind wir wieder so weit? Geht wir halt ein bißchen ins Freie.« Sagt es, nimmt Ränzel und Knotenstock und läuft ein wenig in Schweden und Finnland herum. Das war im Sommer 1805. Fünf Jahre darauf trat Seume wieder eine Wanderung an. Aber diesmal nach jenem Lande, von wannen keiner zurückkehrt. . . Seine Lobrede will ich kurz machen: In die Herzen der Jugend, die zum großen Befreiungswerk heranwuchs, streute er manch edles Samentorn, das auf solchem Boden zu mannhaftem Hochgefühl und frischem Tatengelüft gedieh. Und so nehm' ich denn für diesen Wadern eine Ehrentafel in Anspruch!"

„Er soll sie haben! Ich aber hätte nicht übel Lust, Vergleiche darüber anzustellen, wie die Idee von der Freiheit des einzelnen und der Völker in den verschiedenen Persönlichkeiten immer wieder andere Gestalt annimmt, doch lasset mich lieber den angefangenen Faden weiterspinnen; denn auch ich habe zwei Namen für unsere Denk- und Ehrentafel bereit — klingende Namen von Männern, die beide das Jahr 1810 — unser Erinnerungsjahr — gleichsam mit klugem Bedacht in die Welt gesandt hat. Was soll ich eine lange Einleitung machen? Ob man den tapfern Freiligrath oder den vielliebten Fritz Reuter nennt — man berührt allemal freundlich antwortende Saiten in deutschen Herzen. Da habt Ihr zwei Lebensläufe, die von unsichtbaren, aber in einer Hand ruhenden Fäden auf verschlungenem Pfad zur Ruhmeshöhe geführt. Wie einfach hebt doch Freiligraths Dasein an, um sich dann seltsam zu verwickeln und lieblich wieder zu klären! Am Kaufmannspult, neben dem Söll und



Haben, schreibt der Jüngling seine ersten Gedichte. Ihr Lesen wird zum verückten Schauen: die Bilderpracht des Orients und die Wunder der Neuen Welt stehen vor einem da. Über Nacht berühmt geworden, steigt Freiligrath vom Kontorstuhl herunter und um so beherzter auf den Pegasus. Der, ein feurig übermütig Köhlein, wittert Barricadenluft und sprengt mitten in das aufgeregte Parteigetrieb. Freiligrath lernt alle Fährlichkeiten der Revolutionszeit kennen. Überhitzte Freiheitsgefänge, richtige Wildlinge, büßt er durch ein sorgenvolles Exil. Aber nach dem gewitterreichen Lebenssommer wird ein friedsamere Herbst, als er wieder unter den deutschen Heimateichen wandeln darf und eine großartige Dank- und Liebespende des deutschen Volks ihm die Mittel gewährt, einzig seinen Ideen zu leben. Mit zunehmender Beruhigung der Seele hat er die schwere Kunst gelernt, ein innerlich freier Mann zu bleiben und doch sein Eigengefühl mit dem völkischen Gesamtbewußtsein zu verschmelzen. Mit dem Gang der Geschichte ausgehört, schenkt Freiligrath dem »Neuen Reich« seine



Fritz Reuter.

abgeklärtesten Gefänge. Von dem Dichterhäuschen in Cannstatt ging ein herzerwärmendes Leuchten aus, und als der edle Geist erlosch — es sind jetzt dreißig Jahre her — da glich dies Scheiden einem feierlichen Sonnenuntergang.“

Der Hinkende machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Auch das Leben unsres Fritz Reuter ist ein Zeitspiegel. Denn welches persönliche Schicksal wüßte uns das Elend der Jahre nach den Befreiungskriegen lebhafter zu verdeutlichen? Wahrlich, es sah übel aus in deutschen Landen! Die Regierenden unfähig, den Völkern große Ziele zu setzen. Die Regierten um den Preis vaterländischen Opfers schmählich betrogen. Freies Wort verfemt, jugendliche Begeisterung, nachdem sie die Throne gerettet, unter dumpfem Druck gehalten. Die Feier der Leipziger Völkerschlacht verboten! Das ist der richtige Rahmen um das Martyrium unsres Fritz Reuter. Im Herbst 1833 verurteilte ein preußisches Gericht den mecklenburgischen Bürgermeisterssohn

zum Tode. Man denkt, da muß Arges geübt sein, daß es solcher Ahnung bedurfte! Ein Weineid zum mindesten; vielleicht ein kleines Totschlagchen? Nein, es war etwas Mergeres. Der junge Burschenschaftler hatte es gewagt, die deutschen Farben zu tragen! Das schwarz-rot-goldene Band am helllichten Tag! Die hochweise Justiz ahnte zwar nicht, daß dem deutschen Volke geistige Besitztümer erlesener Art verloren gehen würden, sofern man den Schwerverbrecher um seinen Lodenkopf kürzer machte, aber — der Tugenden edelste ist die Großmut — sie benutzte die Gnadigte ihn doch! Zu dreißigjähriger Haft nämlich! Sieben lange Jahre von Festung zu Festung herumgeschleppt, erlangt Reuter endlich 1840 seine Freiheit. Und nun beginnt neues Ungemach, denn vergebens sucht der vormalige Sträfling als Detachement und Privatlehrer in geordneten Verhältnissen festzuwurzeln. Endlich verhilft ihm seine Erzählungskunst zu Stetheit und ungewöhnlichem Ansehen. Die Bücher, die von ihm herkommen, sind aus Wehmuth und Lachen geboren und darum von der schönsten Doppelwirkung des Rührenden und Erheiterten. Daß er sogar die bitteren Erfahrungen seiner „Festungstid“ in lautm Humor verwandelt, ist ein Heldenstück und keines von den kleinsten. Geschrieben sind die Bücher in kernhaftem Plattdeutsch. Wer aber trotz allem Bemühen des fremdartigen Wort- und Satzgefügs nicht Meister wird, der laufe sie, ins Schuldeutsch gebracht, bei Reclam kaufend und kostet ihn ein geringes Geld. . . Noch lang der Reuter am Webstuhl unsres deutschen Schrifttums gefessen und auch sein Leben hat dürfen verklingen wie ein versöhnliches Abendläuten!“

„Hinkender!“ rief ich aus, „Ihr macht einem da Herz warm. Ist das nicht ein erbaulicher Morgen spaziergang? Seht, da haben wir im lässigen Hinschreiten ganz verschiedene Stücke geistigen Menschenwerks beschaut, aber, in Gedankenzusammenhang gebracht, geben sie ein artig Kettlein. Und die köstliche Betrachten, das uns so recht die Mannigfaltigkeit des deutschen Geistes- und Gemütslebens gewahrt werden läßt, soll zu einem jahresweisen Lenderbrauch ausgebildet werden? Sagtet Ihr nicht also?“

„Gewiß!“ entgegnete der Hinkende, „und mit der Krückstock vom Schloßgartenausgang nach dem »Rote Haus« hinüberdeutend, sagte er, „augenblicklich beim Austrag der verlorenen Wette der Entschiedenheit unsrer Natur besessigt. Kommt, die Wienerwürstlein möchten sonst leicht kalt werden.“

Damit schritten wir rüstig der bewußten Herberg zu. Der Bericht über ein bis fast zum Stern gesunkenes verlängertes Frühchöpplein gehört nicht mehr hierher und es steht bei dem geneigten Leser, ob er den Hinkenden und seinen Freund als abergläubisch taxieren will, weil sie nämlich vermeinten, der Marktgräser sei ihnen von den Geistern der sechs geschiedenen gesegnet worden.